Die Gouvernante.

Eine Erzählung

für

die Jugend.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1865.

Erstes Kapitel.

Ein Tag aus dem Leben Marie's.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und goß ihr strahlendes Licht über Berg und Thal, über Wald und Wiese aus. In heiterer Bläue glänzte der Himmel über der Erde, die im köstlichsten Frühlingsschmucke prangte. Frisches Leben regte sich überall. Auf den Feldern mühte sich der fleißige Landmann im Schweiße seines Angesichts; auf den Höfen und in den Gärten rührten sich arbeitsame Hände; Bienen summten um die duftigen Blüthen und sammelten Honig ein; die kleinen munteren Vögel suchten Futter für ihre zwitschernden Jungen — wohin der Strahl der Sonne drang, fand er Spuren des Fleißes und der Thätigkeit, fand er rüstiges Schaffen und reges Wirken der Kräfte, welche der süße Schlummer der vergangenen Nacht gestärkt und neu belebt hatte.

Auch im Schlosse des reichen Grafen von Seethal übte die Sonne ihre ermunternde Macht. In der Küche und im Keller, auf dem Boden und in den Gemächern trieben sich geschäftige Menschen umher, in Hof und Garten sah man fleißige Leute. Köch

und Mägde, Bediente, Kammermädchen, Gärtner und Reitknechte waren munter bei der Arbeit und hurtig in ihren Geschäften, denn sie fürchteten das scharfe Auge des Haushofmeisters, der keine Müßiggänger und Faulenzer in seiner Umgebung duldete.

Nur zwei Fenster des Schlosses zeigten sich noch um die neunte Morgenstunde dicht verschlossen und verhangen, so dicht, daß die Sonne nicht die kleinste Oeffnung fand, durch welche sie einen neugierigen Blick hinter die Gardinen hätte werfen können. Diese beiden Fenster gehörten zum Schlafzimmer der jungen Gräfin Marie, der fünfzehnjährigen Tochter des Grafen Seethal. Sie allein schlummerte noch und wiegte sich auf seidenen Kissen, während alle anderen Bewohner des Schlosses längst den Schlaf von sich abgeschüttelt hatten; — für sie war es noch Nacht, während die Sonne schon seit Stunden hell und glänzend am Himmel strahlte. Dafür war sie aber auch das einzige Kind des Grafen, und ein verzogenes, verweichlichtes und verzärteltes Kind obendrein.

„Neun Uhr," sagte Antonie, die Gouvernante Marie's, zu Betty, dem Kammermädchen derselben, welche im Vorzimmer des Schlafgemaches das Erwachen ihrer jungen Gebieterin erwartete. „Hören Sie nicht, Betty, neun Uhr! Sie sollten wirklich hinein gehen, und die Gräfin Marie wecken. Es ist unverantwortlich, an solchem wunderschönen Morgen so lange zu schlafen. Gehen Sie, Betty, und wecken Sie die Gräfin auf. Es ist die höchste Zeit, unsere Lektionen zu beginnen."

Betty schüttelte den Kopf. „Liebes Fräulein," antwortete sie mit leiser, flüsternder Stimme, „wenn Sie

die junge Gräfin erst besser kennen gelernt haben, werden Sie mir gewiß nicht wieder eine solche Zumuthung machen. Hinein gehen und sie wecken! Nicht um Alles in der Welt! Sie kratzte mir wohl die Augen aus. Ja ja, glauben Sie mir nur! Lisette, die vor mir hier war, hat es erfahren, was für Folgen eine solche Verwegenheit haben kann. Sie weckte die Gräfin nur fünf Minuten früher, als ihr befohlen worden war, und noch am nämlichen Tage mußte sie fort aus dem Schlosse. Ich will Ihnen gern Alles zu Gefallen thun, was in meinen Kräften steht — aber das müssen Sie nicht von mir verlangen. Gräfin Marie ist gar zu schlimm!“

„Aber ich bin doch nun schon acht Tage hier, und habe noch nie bemerkt, daß sie hart oder gar grausam gegen ihre Umgebung wäre,“ erwiederte Antonie. „Sie täuschen sich gewiß, Betty! Gehen Sie nur hinein — auf meine Verantwortung. Gräfin Marie ist ja ein höchst liebenswürdiges, verständiges Kind.“

„Ja, wenn sie grade einmal die Laune hat, diesen Schein anzunehmen,“ entgegnete die Kammerjungfer. „Ich kenne sie besser, und wenn Sie nur erst vier Wochen hier sind, werden Sie anders von ihr urtheilen. Nein, nein, ich gehe nicht! Wenn Sie es wagen wollen, so thun Sie es selbst.“

Antonie näherte sich zuversichtlich der Thür, welche in das Schlafgemach führte, und ihre Hand berührte schon den Drücker derselben, als Betty hurtig aufsprang, und mit ängstlich bittendem und besorgtem Blick ihre Hand ergriff und festhielt. „Thun Sie's lieber nicht, Fräulein Antonie,“ sagte sie. „Wenn Gräfin Marie übler Laune ist, so müssen Sie gewä=

tig sein, sehr schlimm von ihr behandelt zu werden, und nachher bricht das Ungewitter auch über mich herein. Bitte, bitte, lassen Sie sie schlafen, so lange sie will. Wenn sie unserer Dienste bedarf, wird sie schon klingeln."

Antonie zögerte, und die sichtbare Furcht Betty's schien sie in ihrem Entschlusse schwankend zu machen. Sie ließ ihr mildes, braunes Auge einige Sekunden auf dem hübschen Gesichte Betty's ruhen, das den lebhaftesten Ausdruck von Besorgniß zeigte, und blickte dann nachdenklich zu Boden.

„Aber Sie sind kindisch, Betty," erwiederte sie dann. „Gräfin Marie ist ja keine Königin und wir nicht ihre Sclaven. Was kann sie Ihnen thun? Sie muß ja selbst einsehen, daß man solche Trägheit nicht dulden kann. Bis in den hellen, lichten Tag hinein zu schlafen — pfui, das ist ja häßlich, und vollends bei einem so jungen Mädchen! Seit drei Stunden schon müßte Gräfin Marie munter sein. Mag geschehen, was will, ich muß sie wecken, und hoffe, daß sie auf vernünftige Vorstellungen hören wird. Es ist meine Pflicht, Betty! Graf Seethal hat mich nicht hierher berufen, um den Launen seiner Tochter nachzugeben und ihren Fehlern zu schmeicheln, sondern um sie zu bessern und auf ihre Fehler aufmerksam zu machen. Ich gehe hinein, Betty!"

„Thun Sie's nicht, liebstes, bestes Fräulein," bat die Kammerjungfer. „Ich warne Sie, und meine es wahrhaftig gut mit Ihnen. Sie werden es gewiß bereuen, wenn Sie nicht auf mich hören."

„Wenn Marie ungeberdig ist, so werde ich mich bei ihrem Vater beklagen," erwiederte Antonie. „Graf

Seethal scheint ein verständiger Mann zu sein, und wird ohne Zweifel mein Benehmen billigen."

„Und wenn er dieß thäte, es würde Ihnen doch nichts helfen, liebes Fräulein," antwortete Betty. „Der Graf ist gut und gerecht gegen alle Welt, nur nicht gegen seine Tochter. Die kann thun und treiben, was sie will — er wird ihr immer Recht geben, oder sich wenigstens ihren Launen und Einfällen fügen. Ich begreife diese Schwäche nicht — aber sie ist einmal da, und Sie werden sich bald genug davon überzeugen, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe. Gehen Sie nicht hinein, Fräulein Antonie! Sie sind noch so jung, und so gut und freundlich gegen uns Alle — es sollte mir zu sehr leid thun, wenn Sie von Gräfin Marie gekränkt oder gar gezwungen würden, das Schloß wieder zu verlassen. Versuchen Sie's lieber gar nicht, gegen den Strom zu schwimmen. Lassen Sie fünfe grade sein und der Gräfin ihren Willen, dann wird Alles gut gehen. Zu ändern und zu bessern ist da doch nicht. Fräulein Emilie, Ihre Vorgängerin, hat sich alle mögliche Mühe gegeben — aber umsonst. So lange sie der jungen Gräfin den Willen that, war Alles gut — aber sobald sie anfing, zu rügen und bessern zu wollen — aus war's! Sie mußte fort, obgleich der Graf sie schätzte und hochachtete. Gräfin Marie wollte es, und das war genug."

„Sie eröffnen mir da keine erfreulichen Aussichten, Betty," versetzte Fräulein Antonie, indem ein trüber Schatten ihr hübsches, freundliches Gesicht überzog. „Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie wirklich Recht hätten. Ich bin arm — meine gute Mutter und meine Geschwister sind fast allein auf mich angewiesen —

von dem Gehalt, den mir Graf Seethal freigebig ausgesetzt hat, könnte ich sie reichlich unterstützen — und grade darum wäre es hart und schmerzlich für mich, wenn ich meine Stelle wieder aufgeben müßte. Aber darf ich aus Furcht davor meine Pflichten vernachlässigen? Das wäre wieder mein Gewissen! Nein, lieber Alles dulden und ertragen! Lassen Sie mich, Betty — ich muß hinein! Ich kann es nicht vor mir rechtfertigen, zu den Untugenden der Gräfin still zu schweigen und über ihre Fehler hinweg zu sehen. Am höchsten steht mir meine Pflicht, und ich will sie erfüllen nach meinem besten Gewissen, wie schlimm auch die Folgen davon sein mögen."

Betty machte noch einen Versuch, die Gouvernante zurückzuhalten — aber Antonie drückte entschlossen auf die Thürklinke und trat in Marie's Schlafgemach; die Thür fiel hinter ihr wieder in's Schloß.

Antonie, aus dem hellen Sonnenlichte plötzlich in dichte Schatten der Dämmerung versetzt, konnte anfänglich kaum die Gegenstände im Zimmer unterscheiden. Einen Augenblick zögerte sie — dann näherte sie sich rasch dem Fenster, schlug die Gardinen zurück und den Vorhang in die Höhe. Hell und golden brach der lichte Tag in das Zimmer und ein Sonnenstrahl fiel auf die weißen Kissen des Himmelbettes, in welchem Gräfin Marie bis an das Kinn vergraben lag. Noch schlummerte sie — aber das Licht scheuchte den Schlaf von ihren Augenlidern und verwundert richtete sie sich im Bette auf.

In der That, Verwunderung war der erste Ausdruck, der sich in den Zügen ihres Gesichtes abspiegelte — Verwunderung und Staunen über eine Verwegen-

heit, die sie gewiß nicht für möglich gehalten hatte. Antonie näherte sich indeß ihrem Bette und redete sie freundlich an.

„Meine liebe Comtesse," sagte sie — „Sie werden mir Dank wissen, daß ich Ihren Schlummer unterbrach. Bitte, stehen Sie auf und lassen sich geschwind ankleiden! Schon ist es neun Uhr und der Morgen so köstlich, daß wir unsere Lectionen beginnen und dann einen Spaziergang mit einander machen müssen."

Die Verwunderung und das Erstaunen der Gräfin verwandelte sich allmählig in Entrüstung und Zorn. Ihre großen, schwarzen Augen schossen Blitze des Unwillens, ihr hübscher kleiner Mund warf sich trotzig auf, und eine drohende Falte zeigte sich auf der Stirn zwischen ihren Augenbraunen. Sie richtete sich im Bette auf und fragte heftig: „Was hat dieß zu bedeuten? Das ist eine Frechheit! Wer hat Ihnen erlaubt, Mademoiselle, in mein Schlafzimmer zu kommen? Wo ist Betty?"

Noch ehe Antonie Zeit fand, auf diese hastig hervorgesprudelten Fragen eine Antwort zu ertheilen, griff die junge Gräfin nach einer Klingel, die auf einem Tischchen vor ihrem Bette stand, und schellte so heftig, als ob sie alle Bewohner des Schlosses zusammenberufen wollte. Betty vernahm das Schellen der Glocke und stürzte hastig in das Zimmer.

„Unverschämte!" herrschte Gräfin Marie ihr entgegen — „wer hat dir erlaubt, eine fremde Person hier herein zu lassen? Gab ich dir nicht Befehl, mich nicht zu wecken? Wie kannst du dich unterstehen, mir ungehorsam zu sein? Geh' mir jetzt aus den Augen,

und laß dich nie mehr vor mir blicken! Du bist entlassen — ich will deine Dienste nicht mehr!"

Blaß und zitternd stand die arme Betty da, und helle Thränen schossen in ihre Augen. Einen vorwurfsvollen Blick warf sie auf Antonien, als ob sie sagen wollte: „Sehen Sie nun, wie Recht ich hatte, Sie zu warnen?" und dann drehte sie sich weinend um, um das Zimmer wieder zu verlassen. Antonie aber schritt rasch auf sie zu und hielt sie auf.

„Nicht so, Betty," sagte die Gouvernante. „Gräfin Marie wird die Güte haben, mich erst anzuhören, und wenn sie weiß, daß Sie an meinem Eindringen unschuldig sind, wird sie sich eines Anderen besinnen."

„Ich will nichts hören, gar nichts, und am wenigsten von Ihnen, Mademoiselle!" sagte Gräfin Marie herrisch. „Lassen Sie augenblicklich wieder die Vorhänge herab und entfernen Sie sich."

Antonie's Auge ruhte ernst und strafend auf den entstellten Zügen der jungen Gräfin. Sie langte nach einem kleinen Spiegel, der in der Nähe stand und hielt ihn Marien vor. „Bitte," sagte sie, „sehen Sie doch gefälligst in das Glas hier und überzeugen Sie sich durch ihre eigenen Augen, wie häßlich die böse Laune Ihnen zu Gesicht steht."

Gräfin Marie, anstatt ihrer Gouvernante Folge zu leisten, stieß heftig die Hand derselben zurück; der Spiegel fiel zu Boden und zerbrach klirrend in Stücke.

„Aber dieß ist ein unausstehliches Betragen von Ihnen," rief das ungeberdige Mädchen, von Neuem in Zorn ausbrechend, heftig aus. „Erst drängen Sie sich in mein Schlafzimmer, und dann zerbrechen Sie mir auch noch meine Sachen!"

„Vergessen Sie doch nicht, daß Sie, und nur Sie allein an dem kleinen Unglücke schuld sind,“ erwiederte Antonie. „Und dann muß ich Ihnen doch sagen, daß nicht mein, sondern Ihr Betragen völlig unpassend ist. Ihr Herr Vater hat mich nicht zu Ihrer Erzieherin herberufen, um ein Spielzeug für Ihre Launen zu sein, sondern damit ich Ihnen Rath und Lehre ertheilen soll. Dieß bedenken Sie, Comtesse Marie, und nun bitte ich ganz ernstlich, auf die Worte zu hören, die ich Ihnen zu sagen habe.“

Obgleich Marie mit einem spöttischen Lachen sich umdrehte und ihrer Erzieherin den Rücken zuwendete, fuhr diese dennoch fort: „Zunächst muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß Betty vollkommen unschuldig an meinem Eintritte in Ihr Zimmer ist, und Sie also nicht die geringste Veranlassung haben, ihr zu zürnen. Sie hielt mich auf, theilte mir mit, daß Sie nicht geweckt sein wollten, und ließ mich erst ein, als ich ihr die Versicherung gab, daß ich allein für die Folgen meiner Handlungsweise verantwortlich sein wollte. Sie werden also unverzüglich die harten Worte, welche Sie gegen Betty ausgestoßen haben, zurücknehmen.“

„Es ist gut,“ sagte Marie. „Wenn Betty unschuldig ist, so mag ihr verziehen sein. Aber Sie, Mademoiselle — wie kommen Sie dazu, meine Befehle zu mißachten? Das möcht' ich doch wissen!“

„Vor allem Anderen sollten Sie wissen, Comtesse Marie, daß Sie mir nicht Befehle zu geben, sondern nur meine Weisungen zu befolgen haben,“ erwiederte Antonie mit ruhigem Ernste. „Ich wünsche jetzt, daß Sie augenblicklich aufstehen und sich ankleiden lassen. Der Morgen ist so schön, die Luft so mild und ent-

zückend, die Sonne so strahlend, daß es unverantwortlich wäre, wenn Sie noch länger sich einer Trägheit hingeben wollten, die überhaupt einem jungen Mädchen nicht geziemt. Geschwind, Comtesse, Sie haben bereits viel zu lange geschlafen, und von morgen an werde ich Sorge tragen, daß Sie spätestens um sechs Uhr geweckt werden."

„Das wollen Sie thun, Mademoiselle? Sie?" fragte Gräfin Marie außer sich vor Erstaunen über eine Sprache, welche vielleicht noch niemals ihr Ohr vernommen hatte. „Aber sind Sie denn nicht bei Sinnen, Mademoiselle? Vergessen Sie denn gänzlich, wer Sie sind und wer ich bin?"

„O nein, Comtesse, ich vergesse das keineswegs," gab Antonie ruhig zur Antwort. „Ich weiß ganz genau, daß Sie die mir anvertraute Schülerin sind, und daß ich Ihre Gouvernante bin, der Sie Gehorsam zu leisten haben. Ich werde nie etwas Unrechtes von Ihnen verlangen — aber ich erwarte auch, daß Sie mir künftighin pünktlichen Gehorsam leisten werden!"

„Aber dieß ist zu arg!" rief Gräfin Marie auf's Höchste entrüstet. „Das mir von einem Dienstboten! Verlassen Sie mich, Mademoiselle! Verlassen Sie mich auf der Stelle! Mein Vater wird Ihnen sagen, welches Benehmen Sie mir schuldig sind! Hinweg, hinweg! Ich dulde Sie nicht länger in meinem Zimmer!"

„Wohl, ich werde mit Ihrem Herrn Vater sprechen," erwiederte Antonie, ohne sich durch das ungeberdige Betragen des jungen Mädchens einschüchtern oder in ihrer Ruhe stören zu lassen. „Ich verlasse Sie jetzt, hoffe aber, daß Sie in einer halben Stunde

nicht nur angekleidet, sondern auch vernünftiger und besonnener sind, als jetzt."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und Gräfin Marie warf ihr einen bitterbösen Blick nach. „Gut, gut, Mademoiselle" — sagte sie höhnisch — „ich werde mich ankleiden, aber nicht, um mit Ihnen zu arbeiten und spazieren zu gehen, sondern um mit meinem Vater zu sprechen, der Ihnen die Augen öffnen wird. Flink, Betty! Zieh' mir die Strümpfe an! Meinen Ueberrock her! Geschwind, geschwind! Du stehst da, wie eine dumme Gans!"

Die arme Betty, ganz verwirrt über den vorgefallenen Auftritt, konnte sich nicht gleich wieder zurecht finden und beging beim Ankleiden des ungeberdigen Mädchens einige Fehler, die sie mit harten Scheltworten und einer Ohrfeige büßen mußte. Still weinend nahm sie die Mißhandlungen hin und dankte Gott im Stillen, als endlich der Anzug so weit fertig war, daß die Gräfin ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte. Marie eilte zu ihrem Vater, bei welchem sich bereits Antonie über ihr Betragen beschwert hatte.

„Ah, schon hier, Mademoiselle!" rief sie spöttisch ihrer Gouvernante zu. „Nun, das ist gut, da können Sie gleich aus dem Munde meines Vaters hören, daß Ihre Dienste bei uns fortan überflüssig sind. Vater" — wendete sie sich an den Grafen — „du wirst dieser unverschämten Person sofort ihren Abschied geben!"

„Nein, liebes Kind, das werde ich nicht thun," erwiederte der Graf — „denn nach dem, was Fräulein Antonie mir mitgetheilt hat, ist sie völlig im Rechte, während du dich sehr unpassend und ungehörig benommen hast. Ich muß dir sagen, mein Kind, daß

ich dein Betragen nicht mehr stillschweigend mit ansehen kann. Du mußt jetzt ernstlich daran denken, deine Launen beherrschen und zügeln zu lernen. Ich bin zu nachsichtig gegen dich gewesen — aber dieß hört von jetzt an auf, und ich erwarte nicht nur, sondern ich befehle dir, daß du gegen Fräulein Antonie ein passendes Betragen annimmst und ihren Anordnungen unweigerlich Folge leistest. Hast du mich verstanden, mein Kind?"

Marie stand da, wie vom Blitze getroffen. Sie traute ihren Ohren kaum, denn so hatte ihr Vater noch nie zu ihr gesprochen, noch nie solche harte Worte gegen sie gebraucht. „Aber Vater, lieber Vater, wie ist es möglich, daß . . ."

„Daß ich endlich Ernst und Strenge bei dir anwende, nachdem ich so lange allzu nachsichtig war?" ergänzte der Graf die Frage seiner Tochter. „Ein wenig Nachdenken wird dich leicht über die Gründe aufklären, die mich zu der Veränderung in meinem Verfahren bestimmt haben. Rufe dir in's Gedächtniß zurück, mein Kind, was im letzten halben Jahre geschehen ist. Durch deine Launen, deinen Eigensinn, dein ganzes ungebührliches Betragen hast du erst Herrn Gidaud, deinen französischen Lehrer, dann Herrn Halm, deinen Musiklehrer, dann Fräulein Emilie, deine Gouvernante, dann Lisette, dein Kammermädchen, aus dem Schlosse vertrieben, obgleich kein Mensch außer dir irgend eine Klage über diese braven Leute zu führen hatte! Heute nun hast du wieder Betty und auch Fräulein Antonie'n fortschicken wollen, und dieß nur allein darum, weil die Letztere dir mit vollem Rechte einen Vorwurf über deine Trägheit gemacht hat. Dieß

kann nicht so fort gehen, mein Kind! Von jetzt an fügst du dich in das, was sich ziemt, oder du wirst mich zwingen, mit der größesten Strenge gegen dich zu verfahren. Bedenke wohl, daß Rang und Reichthum nicht etwa dazu vorhanden sind, um denen, die sich ihrer erfreuen dürfen, das Recht zu geben, keinerlei Pflicht zu erfüllen, oder jeder Rücksicht überhoben zu sein — im Gegentheil, Rang und Reichthum legen sehr schwere Pflichten auf, und ich wünsche sehr, daß du dieselben kennen lernst. Fräulein Antonie wird dir dazu behülflich sein, und ich hoffe, daß du dieß mit gebührendem Danke anerkennen und dich der Sorgfalt, die sie dir widmen will, würdig zeigen wirst. Das heutige Benehmen deiner Erzieherin hat meinen ganzen Beifall, und ich habe sie ersucht, nie ein anderes gegen dich anzuwenden. Folge ihren Rathschlägen, meine Tochter, und ich bin überzeugt, bald werdet ihr die besten Freundinnen sein."

„Niemals, niemals!" rief Marie außer sich. „Ich will ihre Freundschaft nicht! Ich hasse sie! Und wenn sie nicht aus dem Schlosse entfernt wird, so fliehe ich zu meiner Tante! Ja, Vater, das thu' ich! Eine solche Behandlung kann ich nicht ertragen! Ach Gott, mein Gott, wenn meine Mutter noch lebte! wenn sie dieß hätte ansehen und anhören müssen!"

Sie brach in Thränen aus, verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte laut. Das allzu weiche Herz ihres Vaters schmolz bei diesen heuchlerischen Thränen in Wehmuth hin — seine strenge Miene nahm den Ausdruck der Theilnahme und des Mitleidens an — sein eigenes Auge wurde feucht, und Marie, zwischen den Fingern hindurch blinzelnd, sah

deutlich genug, daß sie ihr Spiel gewonnen hatte. Ihre Thränen, und die Berufung auf die verstorbene Mutter hatten den Eindruck gänzlich verwischt, den die vernünftigen Vorstellungen Antonie's auf den Grafen gemacht hatten. Einen triumphirenden Blick warf sie der erbleichenden Gouvernante zu, und flog dann mit Ungestüm dem Grafen an die Brust, dessen Hals sie mit beiden Armen umklammerte.

„Vater, lieber Vater," sagte sie — „ich will ja gern gut und gehorsam sein und wünsche nichts weiter, als dir Freude zu machen. Aber ach, du hörst mehr auf fremde Menschen, als auf die Worte deiner Tochter, und da freilich muß ich dir wohl in falschem Lichte erscheinen. Mich mußt du hören, Vater, und dann wirst du gewiß nicht mehr so hart über mich urtheilen. Ach, die selige Mutter verstand mich besser! Sie litt es nicht, daß mir Unrecht geschah!"

Von Neuem brach sie bei den letzten Worten in Thränen aus, die vollends das Herz ihres allzu gütigen Vaters erschütterten. „Sei doch ruhig, Kind," sagte er in gänzlich verändertem Tone und streichelte liebkosend Marie's Wangen. „Unrecht soll dir nicht geschehen, ganz gewiß nicht. Sprich dich nur aus, öffne mir dein Herz, und zweifle nicht an meiner Liebe. Großer Gott, wen sollte ich denn lieben außer dir, die du mein einziges Gut, mein einziges Kleinod bist! Sprich, Marie, mein liebes Kind — das Ohr deines Vaters soll dir nie verschlossen sein!"

„Jetzt bist du wieder mein lieber, guter Vater, und mein ganzes Herz will ich dir ausschütten," antwortete Marie — „aber nicht vor fremden Zeugen, nicht vor dieser da, die mich bei dir angeschwärzt und

verläumdet hat. Gehen Sie, Mademoiselle Antonie — ich habe mit meinem Vater allein zu reden."

Einen zweifelnden, fragenden Blick warf die Gouvernante auf den Grafen, der verlegen die Augen von ihr abwendete. „Ja, gehen Sie, mein Fräulein," sagte er endlich. „Ich will hören, was mir meine Tochter zu sagen hat, denn ihr Verlangen scheint mir gerecht. Gehen Sie und fürchten Sie nichts — auch Ihnen soll kein Unrecht in meinem Hause geschehen."

Antonie verneigte sich tief, und ging. Ihr Mund zuckte und ihr Gesicht war bleich. Sie ahnte nichts Gutes von dieser Unterredung zwischen Vater und Tochter, und ihre schlimmsten Ahnungen gingen in Erfüllung. Als Marie nach etwa einer Stunde vom Grafen zurückkehrte, strahlte ihr Auge in triumphirendem Glanze, und mit übel verhehlter Schadenfreude sagte sie: „Mein Vater und ich haben uns verständigt, Mademoiselle Antonie. Sie und ich passen nicht zu einander, und Sie werden wohl thun, sich nach einer anderen Stelle umzusehen."

Antonie gab keine Antwort, sondern wandte ihr Gesicht nach dem Fenster, um ihr Erbleichen und die Thräne zu verbergen, welche dieser Ausgang des Zwistes in ihr Auge drängte. Marie entfernte sich, ohne ein Wort des Trostes oder der Versöhnung hinzuzufügen, und ließ die arme Antonie mit ihrem Schmerze und ihren getäuschten Erwartungen allein.

Was Antonie bitterlich betrüben mußte, versetzte Marien in die heiterste Stimmung. Wenig oder vielmehr gar nicht kümmerte sie die Betrübniß ihrer Erzieherin, die sie ohne Bedenken einer kindischen, eigensinnigen Laune aufopferte. Sie fragte nichts dar-

daß Antonie hilflos und allein in der Welt stand, daß sie eine arme Mutter und Geschwister unterstützen mußte, und daß sie durch den Verlust ihrer Stelle in die traurigste Lage versetzt werden konnte. Warum fügte sie sich nicht in die Launen des verzogenen Kindes? Es war ihre eigene Schuld, daß sie die gute Stelle verlor, und sie mochte nun zusehen, wo sie eine andere bekäme. Marie empfand keine Spur von Mitleid für die Verstoßene, und das Schicksal derselben kümmerte sie so wenig, wie das Schicksal des Sperlings, der auf dem Dache des Schlosses zwitscherte. Ganz zufrieden und glücklich begab sie sich in ihr Zimmer, ließ sich von Betty vollends ankleiden, bestellte den Wagen, und machte eine Spazierfahrt in's Freie. Kein Gedanke an Antonie störte ihre heitere Stimmung. Sie freute sich des blauen Himmels, des goldenen Sonnenstrahls, der zwitschernden Vögel, der blühenden Fluren, und hätte laut singen und jubeln mögen, so vergnügt war sie in ihrem Herzen. Ein Betteljunge, der am Wege lag, hörte das Rasseln des herannahenden Wagens, und sprang auf, um seine zerlumpte Mütze hinzuhalten und um eine milde Gabe zu flehen. Marie befand sich gerade in der Laune, freigebig zu sein. Sie zog ihre Börse, schüttete den ganzen Inhalt derselben in die Mütze des Jungen aus, und lachte von ganzem Herzen über die Purzelbäume, die der Junge aus Freude über das reiche Geschenk machte. Nach dem Schlosse zurückgekehrt, beschenkte sie Betty, beschenkte den Gärtner-Jungen, der ihr zufällig in den Wurf kam, und war freundlich und gütig gegen Jedermann. Die Leute sagten: „Comtesse Marie ist heute ein wahrer Engel!“ — aber freilich war

sie es eben nur heute, weil sie gerade die Laune dazu hatte. Für die arme Antonie, die auf ihrem einsamen Zimmerchen die bittersten Thränen weinte, hatte der Engel kein freundliches Wort, keinen freundlichen Blick. Und doch war grade ihr schweres Unglück geschehen, und Niemand anders als Marie hatte es ihr zugefügt. Ob sie wohl auch sagte: „Comtesse Marie ist ein wahrer Engel!?" Ach, sie dachte so wenig an Marie, wie diese an sie; sie dachte der Mutter daheim und der kleinen Geschwister, die bald vielleicht Mangel leiden und das Nothwendigste entbehren mußten, weil die Laune eines Kindes, eines verzogenen, eigensinnigen Kindes sie brodlos gemacht hatte.

Zweites Kapitel.

Antonie's Abschied.

Gewiß, ein so eigensinniges, verzogenes, launisches und herrschsüchtiges Mädchen, wie die junge Gräfin Marie, konnte kaum noch gefunden werden, und doch war sie nicht ganz so hartherzig und gemüthlos, wie man aus dem Vorfalle mit Antonie schließen könnte. Unter anderen Verhältnissen wäre Marie vielleicht eben so liebenswürdig geworden, wie sie jetzt unliebenswürdig und launenhaft war. Ihre Erziehung trug jedenfalls größere Schuld an der fehlerhaften Ausbildung ihres Charakters, als ihre eigene Gemüthsart, die von Natur offen, gutmüthig und freundlich war.

Aber als das einzige Kind reicher Eltern, mitten in Glanz und Pracht geboren und auferzogen, von ihrer Mutter vergöttert, von ihrem Vater verzärtelt, von Jedermann geschmeichelt, gehätschelt und auf den Händen getragen, war es am Ende kein Wunder, daß die Keime fehlerhafter Neigungen, die in Marie's Herzen, wie in jedem anderen, lagen, üppig aufschossen und die guten Triebe zu überwuchern drohten. Alles beeiferte sich, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen; was sie begehrte, mußte herbeigeschafft werden, was ihr mißfiel, mußte auf die Seite gebracht werden; wenn sie schrie, kam das ganze Haus in Aufruhr; wenn sie lachte, lachte Alles mit; wenn sie weinte, wurde Himmel und Erde aufgeboten, ihre Thränen zu stillen — was Wunder, wenn sich das so verzogene und verhätschelte Kind für die allerwichtigste Person im Schlosse hielt und jeder Regung ihres Gemüthes, jeder Laune nachgab, ohne nur einen Versuch zu machen, ihre nicht selten thörichten und unverständigen Neigungen zu zügeln. Da Alles geschah, was sie wünschte, so hatte sie gar nicht nöthig, ihren Wünschen irgend eine Gränze zu setzen, und mißbrauchte nicht selten die Gewalt, die ihr freiwillig von den Eltern eingeräumt worden war. Sie kommandirte das ganze Haus — ihrem Willen mußte sich Alles fügen, und wenn sie verlangt hätte, das Schloß sollte niedergerissen und hundert Schritte von der alten Stelle wieder aufgebaut werden — es hätte wohl erst einige Debatten darüber gegeben, aber geschehen wäre es am Ende doch, „um das liebe Kind nicht zu betrüben, das ja das schönste Kleinod der Eltern war.“ Als Marie's Mutter starb, wurde in der Erziehung des Kindes nichts gebessert.

Der Vater mußte die Kleine gemietheten Personen überlassen, die es am bequemsten und vortheilhaftesten fanden, ihr nach wie vor allen Willen zu thun, nach wie vor jeder ihrer Launen nachzugeben. Thaten sie dieß nicht, so weinte die Kleine; weinte die Kleine, so zürnte der Vater; und das Ende war unfehlbar immer, daß die widerspenstige Person, welche dem lieben Kinde Widerstand entgegensetzte, aus dem Schlosse geschickt wurde. Und dieß war eine Strafe, die Jedermann zu vermeiden suchte. Man befand sich im Schlosse sehr wohl, wurde gut bezahlt, gut genährt, gut behandelt — so lange man es verstand, mit Comteß Mariechen in gutem Frieden zu bleiben — und hatte bei alledem nur wenig zu thun. Anstatt sich der Gefahr auszusetzen, eine so gute Stelle zu verlieren, gaben also die Leute viel lieber nach und die kleine Gräfin wurde ärger verzogen, als jemals.

Unter solchen Umständen konnte man es noch als ein rechtes Glück betrachten, daß Marie wenigstens Trieb zur Thätigkeit besaß und im Grunde ein gutmüthiges, liebevolles Herz hatte. Freilich zeigte sich Letzteres nur, wenn man ihr keine Veranlassung zu übler Laune und zur Unzufriedenheit gab, aber es war doch vorhanden und verhütete, daß Marie in ihrer rücksichtslosen Laune noch mehr Unheil anrichtete, als ohnehin schon geschah. Schade nur, daß die Empfindungen und Gefühle dieses Herzens nicht von Grundsätzen geregelt wurden, sondern eben nur von den Eingebungen der augenblicklichen Stimmung abhingen. Marie, wenn sie etwas Gutes that, that es nicht, weil es gut war, sondern nur, weil es ihr einmal gefiel, gut zu handeln. Sie handelte gut aus Laune,

nicht aus Pflichtgefühl, und dieß war ein großer Fehler.

Unter solchen Verhältnissen wuchs Marie heran, und erreichte das Alter, wo sie durch eigenes Nachdenken die Mängel ihrer Erziehung hätte verbessern sollen. Aber an dem Vorfalle mit Antonie haben wir schon gesehen, daß ein solches Bestreben keineswegs in ihrer Absicht lag, sondern daß sie gedankenlos den Weg verfolgte, der endlich dahin führen mußte, sie zum launenvollsten und in Folge dessen zu einem sehr unglücklichen Geschöpfe zu machen. Selbst der Vorfall mit Antonie öffnete ihr die Augen nicht. Anstatt einzusehen, daß ihre Erzieherin es sehr gut mit ihr meinte, anstatt sie dafür zu achten und zu lieben, empfand sie nur Abneigung gegen dieselbe, und bereute keinen Augenblick, auch den Vater gegen sie eingenommen und ihn bestimmt zu haben, Antonien ihre Entlassung zu geben. Am liebsten hätte sie gesehen, wenn die Gouvernante augenblicklich aus dem Schlosse entfernt worden wäre — aber dieß ging nicht an, da man einmal Antonie'n, die doch gar kein Verbrechen begangen hatte, den Schimpf einer solchen auffallenden Verstoßung nicht anthun durfte, und dann, weil der Graf ihr versprochen hatte, für eine andere Anstellung besorgt zu sein. Er fühlte recht wohl, daß er Antonie eine solche Genugthuung schuldig war, und da er einmal sein Wort gegeben hatte, so fiel es ihm auch nicht ein, es wieder zu brechen. Antonie blieb also noch einige Wochen lang auf dem Schlosse, aber ohne Marien zu sehen, die nicht mehr mit ihrer Erzieherin zusammen zu treffen wünschte. Diese verließ nur ihr Zimmer, um einen Spaziergang zu machen, und vermied ebenfalls Marie's

Anblick, der ihr natürlich nicht erfreulich sein konnte. Nur erst, als sich durch die Bemühungen des Grafen wieder eine gute Stelle für sie gefunden hatte, und sie im Begriff war, das Schloß auf immer zu verlassen, ließ sie sich noch einmal bei Marie anmelden und bat, von ihr Abschied nehmen zu dürfen. Marie befand sich grade in der Laune, diese Bitte zu erfüllen, und vielleicht fühlte sie wohl auch, wie großes Unrecht sie Antonien zugefügt hatte, und empfand das Bedürfniß, ihr zum Abschiede wenigstens noch ein freundliches Wort zu sagen. Doch zögerte sie noch, und fragte Betty, ob Antonie böse aussähe?

„Böse nicht, nur ernsthaft, gnädigste Comtesse," erwiederte das Mädchen. „Mir schien es, als ob sie geweint hätte, denn ihre Augenlider waren ganz roth."

„Nun, so laß sie kommen, Betty," entschied Marie. „Aber bleibe in der Nähe, denn am Ende macht sie mir gar Vorwürfe, weil ich sie . . nun, gleichviel — laß sie nur ein."

Betty ging, und gleich darauf öffnete sich die Thür wieder, um Antonien einzulassen. Marie warf einen raschen Blick auf sie, und ihr Gesicht erheiterte sich. Wenn sie wirklich die Furcht gehegt hatte, daß Antonie ihr — wie sie wohl wußte, wohlverdiente — Vorwürfe machen könne, so schwand bei dem Anblicke der Erzieherin diese Furcht augenblicklich dahin. Antonie sah ernst, aber weit eher betrübt und mitleidsvoll, als grollend und zürnend aus. Mit leichtem Schritte näherte sie sich Marien, und ergriff ihre Hand, um sie an die Lippen zu führen. Marie athmete sichtlich erleichtert auf, und die heimliche Abneigung, die sie noch immer gegen Antonie gehegt hatte,

weil sie derselben Unrecht gethan, schwand augenblicklich dahin und wich einer Regung gutmüthigen Wohlwollens.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte sie herzlicher, als sie je zu Antonie gesprochen hatte, — „Sie verlassen uns also! Wie leid thut es mir, daß unser Beisammensein nicht länger dauern kann!“

„Ja, Comteß Marie, ich verlasse Sie,“ erwiederte Antonie — „aber ich kann es nicht thun, ohne vorher ein aufrichtiges, wohlmeinendes Wort mit Ihnen gesprochen zu haben. Wollen Sie die Güte haben, mich freundlich anzuhören?“

„Gern, von Herzen gern,“ antwortete Marie. „Ich fürchte, fürchte sehr, daß ich Ihnen in der Uebereilung eine Kränkung zugefügt habe, und es würde mich schmerzen, wenn mir vor Ihrer Abreise nicht Ihre Verzeihung zu Theil würde.“

„Ich verzeihe Ihnen von ganzer Seele, meine liebe Comteß,“ sagte Antonie und drückte freundlich Marie's Hand. „Die Kränkung ist vergessen, und was mir sonst noch Uebles widerfahren konnte, das hat ja die Güte Ihres Herrn Vaters glücklich von mir abgewendet. Doppelt erfreulich ist es mir nun, daß Sie wünschen, mir jene Kränkung nicht zugefügt zu haben. Uebergeben wir sie der Vergessenheit und denken nicht mehr daran. Dem Himmel sei Dank, er hat mir doch das Schwerste erspart: meine arme Mutter und meine Geschwister Noth leiden zu sehen.“

„Wie denn, liebes Fräulein?“ fragte Marie bestürzt. „Ihre Mutter? Ihre Geschwister? Ich wußte gar nicht, daß . .“

„Sie konnten das freilich nicht wissen, Comteß

Marie, sonst hätten Sie mir wohl einige trübe Tage und Stunden erspart," entgegnete Antonie. „Sie wußten nicht, daß die Meinigen arm sind, daß ich ihre einzige Stütze bin, daß ich mein geringes Einkommen mit ihnen theilen muß, um sie vor Mangel zu bewahren. Darum schmerzte mich die plötzliche Verabschiedung so sehr, denn ich mußte ja, selbst brodlos geworden und ohne Aussicht, gleich eine andere Stelle zu finden, das Allerschlimmste für die Meinigen befürchten."

„O mein Gott, mein Gott, warum haben Sie mir das nicht gesagt, liebes Fräulein," rief Marie aus. „Wenn ich hätte ahnen können, daß Sie . . oh, wie bereue ich meine Unart gegen sie! Aber — ich begreife nicht — da Sie doch so Etwas fürchten mußten — und Betty Ihnen gesagt hatte, wie . . launenhaft ich manchmal bin — ja, recht sehr launenhaft — warum ließen Sie mich nicht lieber meinen Weg gehen? warum reizten Sie mich, liebe Antonie? Am nächsten Tage hätte ich mich gewiß anders besonnen und vielleicht wäre dann gar nichts Unangenehmes vorgefallen zwischen uns. Mein Himmel, wenn ich bedenke, welch ein Unglück ich beinahe veranlaßt hätte, so schwindelt mir der Kopf, und ich möchte gleich zu weinen anfangen!"

„Nun, nun, beruhigen Sie sich nur, liebe Comteß, das Gefürchtete ist ja nicht geschehen und — verzeihen Sie meine Offenheit — früher oder später würde es doch zu einem ähnlichen Auftritte gekommen sein."

„Wer weiß, wer weiß," sagte Marie, der jetzt wirklich die Thränen in den Augen standen — „ich bin ja nicht böse — nur eigensinnig und launisch —

und auch das nicht immer — nein, nein, wenn ich Alles gewußt hätte, würde ich nicht so gegen Sie gewesen sein, Antonie!“

„Das glauben und denken Sie jetzt, liebe Comteß,“ entgegnete Antonie — „Sie glauben und denken es, weil ihr Herz in der That gut und liebreich ist — aber, wer so wenig Herrschaft über sich selbst hat, vergißt sich gar zu leicht, wenn ihm die Wahrheit in ihrer rauhen und unverhüllten Gestalt entgegen tritt. Sehen Sie, liebe Comteß, ich würde nie unterlassen haben, Ihnen bei jeder Gelegenheit ebenso offen und ungeschminkt die Wahrheit zu sagen, wie ich es an jenem Morgen that, und die Folge davon würde gewesen sein, daß ich Ihnen früher oder später unleidlich geworden wäre!“

„Nein, ich glaube das nicht — ich würde auf Sie gehört, und mich gebessert haben!“ rief Marie in Thränen aus. „Ach, ich weiß ja, daß ich ein fehlerhaftes und launiges Wesen bin.“

„Wohl Ihnen, meine theure Comteß, daß Sie Selbsterkenntniß genug haben, dieß einzusehen,“ erwiederte Antonie voll Herzlichkeit. „Sehen Sie, grade dieß Ihnen zu sagen, kam ich auf die Gefahr hin hierher, von Ihnen völlig mißverstanden und mit Härte oder Verachtung zurückgewiesen zu werden. Dank dem Himmel, daß meine Befürchtung ungegründet ist! Sie werden mir nun glauben, daß nur reines Pflichtgefühl es war, was mich zu Ihnen führte, und dieß, hoffe ich, wird Sie vielleicht mit meinen strengen Worten aussöhnen. Ach, meine liebe Comteß“ — fuhr Antonie eindringlicher fort — „in Ihrer Stellung und Ihren Verhältnissen könnten Sie so viel Segen ver-

breiten! Alle Mittel dazu stehen Ihnen zu Gebote — Sie brauchen nur zu wollen, und rings um Sie her werden Blumen der Freude sprossen. Der Reichthum Ihres Herrn Vaters und Ihre angeborne Herzensgüte, von welcher Sie mir eben den sprechendsten Beweis gegeben haben, setzen Sie in den Stand, überall Gutes zu wirken und frohe, glückliche Menschen zu machen. Es gehört weiter gar nichts dazu, als Selbstbeherrschung. Wenn Sie diese erlangt haben, wenn Sie es über sich gewinnen können, nicht nach Launen und zufälligen Antrieben, sondern nach festen, vernünftigen Grundsätzen zu handeln, so werden Sie nicht nur selbst glücklicher sein, als jetzt, sondern auch Anderen Glück bereiten. Sehen Sie selbst: jetzt zittert Alles vor Ihnen, Jeder, der mit Ihnen in Berührung kommt, schwebt in fortwährender Furcht, ein Opfer Ihrer Launen, Ihres Eigensinnes zu werden, und die einfache Folge davon ist, daß kein Herz Ihnen in Liebe zugethan ist. Wie anders, wenn Sie der natürlichen Güte Ihres Gemüthes folgen! dann wird man Sie lieben und auf Händen tragen und Sie werden lauter frohe und freundliche Gesichter um sich sehen. Schon dieses Ziel verdient, daß Sie eine kleine Anstrengung nicht scheuen, es zu erreichen, aber der Gewinn für Sie selbst wird noch größer sein. Man ist nicht glücklich, wenn man unzufrieden mit sich sein muß — und wie könnten Sie je zufrieden mit sich sein, wenn Sie Ihre Umgebung übel behandeln, wenn Sie Ihren Dienerinnen Stolz anstatt Güte, Heftigkeit anstatt Sanftmuth, abstoßende Härte statt gewinnender Freundlichkeit zeigen, wenn Sie ihnen ohne Grund Kränkungen zufügen, ihnen durch Ihre Launen jede Stunde

verbittern, oder sie wohl gar, wie es nicht mir allein geschehen ist, ganz und gar aus dem Schlosse vertreiben. Wenn Sie immer bedächten, wie viel Kummer und Schmerz Sie dadurch armen, schuldlosen Leuten zufügen, wenn Sie bedächten, daß Sie einem höheren Richter dereinst für jede Thräne verantwortlich sind, dann, meine liebe Comteß, würden Sie gewiß anders handeln und ernstlich danach streben, die dringende Bitte zu erfüllen, die ich Ihnen mit meinen letzten Worten zurufe, die Bitte, sich selbst zu beherrschen und nicht länger, wie bisher, nur immer Ihren Launen zu folgen. Thun Sie dieß, liebe Comteß, thun Sie es, und ich will die Stunde segnen, die mich unter Ihr Dach geführt hat."

„Ich will es thun, ich will mich bemühen, es zu thun," antwortete Marie, sichtbar ergriffen. „Ja, liebe Antonie, ich will Ihre Worte nicht vergessen, denn ich sehe wohl ein, daß Sie es herzlich gut mit mir meinen und mir eine wahre Freundin sind. Könnten Sie doch bei mir bleiben! Noch ist es Zeit, Antonie! Bleiben Sie, und ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen nie wieder Grund zu Klagen geben will. Bleiben Sie bei mir, Antonie! Ich fürchte, ach, ich fürchte, daß mit Ihnen mein guter Engel von mir geht!"

„Zu spät, zu spät," erwiederte die Erzieherin mit leisem Kopfschütteln. „Ich habe versprochen, in den nächsten Tagen meine neue Stellung anzutreten, und es ist mir also unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber meine Anwesenheit ist ja auch gar nicht nothwendig, wenn Sie nur den festen Willen haben, mehr auf sich selbst zu achten und über sich nachzudenken.

Sie sind einsichtsvoll genug, meine liebe Comtesse, um das Rechte vom Falschen unterscheiden zu können, und bedürfen dazu meiner nicht. Wollen Sie nur das Gute, und Sie werden das Gute haben. Ueberdieß wird ja bald meine Nachfolgerin ihr Amt antreten, und ich zweifle nicht daran, daß Sie in ihr eine Freundin finden werden. Und nun genug! die Zeit drängt — der Wagen wartet. Leben Sie wohl, meine theure Comtesse, und Gott behüte und befestige Sie in Ihren guten Vorsätzen!"

Gräfin Marie stand auf und umarmte Antonien unter Thränen. Die Trennung wurde ihr schwer, denn in diesen letzten Minuten des Beisammenseins hatte sie ihre Erzieherin wirklich lieb gewonnen. Indeß Antonie mußte scheiden. Sie riß sich los und entfernte sich. Marie sah sie in den Wagen steigen und winkte noch ein letztes Lebewohl mit dem Taschentuche hinter ihr her. Als der Wagen in einer Wolke von Staub endlich verschwand, setzte sie sich nachdenklich in ein Bogenfenster ihres Zimmers und erwog ernstlich und lange die Worte, welche Antonie zu ihr gesprochen hatte. Tief empfand sie die Wahrheit derselben, und von Neuem faßte sie den Entschluß, ihren besseren Vorsätzen getreu zu bleiben, niemals wieder ihrem launischen Wesen die Herrschaft über ihr besseres Selbst zu gestatten. Ihr Wille war gut — aber schon ein altes Sprichwort sagt: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert." Es ist leichter, das Gute zu wollen, als es zu thun, und Marie hatte mit einem alten, tief eingewurzelten Fehler zu kämpfen.

Drittes Kapitel.

Die Tante.

Vielleicht wäre es Marien gelungen, allmählig eine größere Herrschaft über sich selbst zu erlangen, wenn die Nachfolgerin von Fräulein Antonie geeignet gewesen wäre, ihre Anstrengungen zu unterstützen. Dieß war aber keineswegs der Fall, und die natürliche Folge davon mußte sein, daß Marie bei ihrem schwankenden Charakter allmählig wieder in ihre Fehler zurück verfiel. Der Eindruck, welchen der Abschied von Fräulein Antonie bei ihr zurückgelassen hatte, verlor seine Frische und verwischte sich mehr und mehr; Fräulein Thekla, die neue Gouvernante, strebte mehr danach, den Launen des verzogenen jungen Mädchens zu schmeicheln, als ihnen mit Ernst und Festigkeit entgegen zu treten, und Marie — blieb, was sie gewesen war, ein eigensinniges, reizbares, verwöhntes und launisches Wesen. Zehnmal im Jahre wechselte sie ihre Dienerschaft, Niemand konnte ihr etwas zu Danke machen, sie empfand keine Zuneigung zu irgend Einem in ihrer Umgebung, und eben so wurde sie von Niemand geliebt, sondern nur gefürchtet und so viel als möglich gemieden.

So lange Marie in den glänzenden Verhältnissen lebte, in welchen sie auferzogen war, machte ihr dieß Alles wenig Kummer. Der Reichthum ihres Vaters glich Alles aus. Es fanden sich immer Leute, welche die Stelle der Fortgejagten und Verabschiedeten einnahmen, man beugte sich vor ihr, man schmeichelte ihr,

man suchte jede ihrer Launen zu erfüllen — und wenn man auch hinter ihrem Rücken sie schmähte und wenig Gutes von ihr zu sprechen wußte, so erfuhr doch Marie nichts davon und machte sich also auch nichts daraus.

Ihre Verhältnisse sollten aber plötzlich eine grelle Veränderung erleiden. Sie hatte kaum ihr siebzehntes Jahr erreicht, da starb ihr Vater und ließ sie ohne Schutz und Stütze in der Welt zurück. Dieser Schlag traf Marie hart, denn ihrem Vater wenigstens war sie mit inniger Liebe zugethan gewesen, und mit heißen Thränen beweinte sie seinen Tod.

Ein Unglück kommt selten allein — und Marie sollte diese traurige Erfahrung auch an sich selbst machen. Die großen Güter ihres Vaters waren Manns-Lehen, und gingen also nicht auf seine Tochter über, sondern fielen einer Seiten-Linie der Familie zu, welche die junge Gräfin bisher kaum gekannt hatte. Marie wußte wohl, daß sie eines Tages nicht so reich sein würde, wie ihr Vater gewesen war, aber sie wußte auch, daß ihr Vater große Summen Geldes jährlich zurückgelegt und einem befreundeten Handelshause in der nahen Residenz übergeben hatte, um seine Tochter nach seinem Tode vor Mangel zu schützen. Diese Summen, die Ersparnisse von vielen Jahren, beliefen sich auf mehrere hunderttausend Thaler und waren also mehr als hinreichend, um Marien in den Stand zu setzen, ihr bisheriges Leben fortzuführen und selbst die verschwenderischsten Launen zu befriedigen.

Die Erben der Güter trafen auf dem Schlosse ein, und nahmen Besitz davon. Das Testament des Grafen wurde eröffnet, und wie Marie erwartet hatte,

fanden sich in demselben die genauesten Nachweisungen über das Erbtheil, welches in ihrer freien Verfügung stand. Der Gerichtsrath Warner, ein alter, treuer Beamter des seligen Grafen, war zu Marie's Vormunde ernannt worden und wünschte ihr Glück zu dem Reichthume, der ihr nicht nur eine sorglose, sondern sogar eine glänzende Zukunft verhieß.

Mittlerweile waren vier Wochen seit dem Tode ihres Vaters verstrichen, und Marie wußte noch nicht, welchen Lebensplan sie für die Zukunft befolgen sollte. Noch wohnte sie zwar im Schlosse ihres Vaters, aber der Aufenthalt daselbst wurde ihr durch die neuen Besitzer verleidet, welche natürlich von ihrem Rechte Gebrauch machten, und sich in den Räumen desselben häuslich einrichteten. Die Zimmer, der Garten, der Park, die Gewächshäuser und so weiter erlitten mancherlei Veränderungen. Marie fühlte sich nicht behaglich unter all diesem Geräusch und Getümmel, und die fremden Gesichter, die ihr überall begegneten, waren ihr störend und unangenehm. Daß Andere ein Recht haben sollten, da anzuordnen und zu befehlen, wo sie früher als unumschränkte Gebieterin geherrscht hatte, gefiel ihr ebenfalls nicht, und obgleich sich manche liebe und angenehme Erinnerung an das Schloß, die heimathliche Stätte ihrer Kindheit und ersten Jugend, knüpften, sehnte sie sich doch danach, dasselbe gegen einen anderen Aufenthalt zu vertauschen, wo sie weniger gestört wurde und mehr für sich selbst leben konnte. Dazu kam, daß sie mit ihren Verwandten nicht im besten Einverständnisse lebte. Nach ihrer Gewohnheit hatte sie sich jeden Morgen aus den Gewächshäusern einen prächtigen Blumenstrauß geholt, auch

als die neuen Besitzer des Schlosses bereits eingetroffen waren. Sie dachte nicht entfernt daran, daß sie irgend Jemand hieran verhindern könnte, und um so verdrießlicher und ärgerlicher war es ihr daher, als am vierten oder fünften Tage nach Ankunft der neuen Eigenthümer der Gärtner zu ihr trat, als sie eben wieder einen Strauß pflücken wollte, und ihr zwar höflich, aber doch mit trockenen Worten die Mittheilung machte, daß Befehl gegeben worden sei, nicht länger das Gewächshaus seiner Blüthen zu berauben.

„Und wer hat sich erlaubt, einen solchen Befehl mir gegenüber zu ertheilen?“ fragte Marie hoffährtig und mit funkelnden Augen.

„Wer sonst, als Graf Edmund Seethal, dessen Eigenthum die Gewächshäuser sind,“ erwiederte der Gärtner. „Sie können sich wohl denken, gnädigste Comtesse,“ fügte er höflich hinzu — „daß ich aus eigener Machtvollkommenheit mir nicht erlauben würde, Ihnen, der Tochter meines früheren gütigen Herrn, irgend Etwas zu wehren! Aber mein jetziger Herr hat mir neue Pflichten auferlegt, und Sie sehen wohl ein, Comteß Marie, daß ich Gehorsam leisten muß, wenn auch ungern und wider meinen Willen.“

„Es ist gut — Sie haben Recht, Martin — doch konnte ich mir nicht denken, daß man so rücksichtslos gegen mich, die Tochter des Hauses, verfahren würde“ — sagte Marie auf's Höchste verstimmt, und warf die Blumen von sich, die sie bereits gepflückt hatte und in den Händen hielt.

Sie verließ das Gewächshaus mit dem Entschlusse, jeden ferneren Umgang mit ihren rücksichtslosen Verwandten abzubrechen, und behandelte sie fortan so stol-

und hochfahrend, daß ein besseres und geselligeres Verhältniß fernerhin nicht mehr zu erwarten stand.

Dieser Vorfall verleidete Marien den Aufenthalt im Schlosse vollends, und sie sehnte sich lebhaft von demselben hinweg. Aber wohin sollte sie gehen? Zur Tante? Das wäre wohl das Passendste gewesen — aber die Tante war eine strenge und ernsthafte Frau — gutmüthig zwar im höchsten Grade, aber dabei zugleich von einer Festigkeit und Entschiedenheit des Charakters, die keinen Widerstand und am wenigsten solche Launen und Schrullen duldete, wie deren Marie leider mehr als zu viel hatte. Marie wußte dieß von einigen Besuchen her, die sie der Tante gemacht hatte, und obgleich sie die gute und treffliche Frau sehr hochschätzte, war sie doch weit davon entfernt, die Einsamkeit ihres hübsch gelegenen kleinen Schlosses mit ihr theilen zu wollen.

Also zur Tante nicht — wohin anders nun? In die Stadt? Das würde sich für ein junges Mädchen doch wohl nicht gepaßt haben, und Marie fürchtete sich auch davor, allein und ohne Stütze, nur mit ihrer Dienerschaft, mitten in dem Gewühle der großen Hauptstadt zu wohnen.

Sie befand sich in wirklicher Verlegenheit. Andere Verwandte, als ihre Tante und die neuen Besitzer des Schlosses besaß sie nicht, bei diesen bleiben und zu Jener gehen wollte sie nicht — was nun beginnen? „Ich will den Gerichtsrath Warner fragen,“ sagte sie zu sich selbst; „der ist ein braver Mann und ein Freund meines lieben seligen Vaters, er wird mir gern und am besten einen Rath ertheilen können!“

Gesagt, gethan. Marie setzte ihren Hut auf, ging

stolz und ohne Gruß an dem Grafen Edmund vorüber, der ihr zufällig begegnete, und begab sich zum Gerichtsrath. Eben als sie in das Haus desselben treten wollte, kam er ihr bereits entgegen, aber so blaß und verstört, daß Marie über seinen Anblick erschrak.

„Ach Gott, liebe Gräfin — wissen Sie vielleicht schon?“ sagte er mit zitternder Stimme. „Eben war ich im Begriff, zu Ihnen zu gehen! Das ist ein großes Unglück! Ach Gott, ach Gott, wenn das Ihr Herr Vater hätte ahnen können!“

„Aber was denn, lieber Gerichtsrath?“ erwiederte Marie ganz erschrocken, obgleich sie nicht wußte, warum — „was ist denn geschehen? ich weiß von nichts, sondern kam nur in der Absicht zu Ihnen, mir einen Rath zu erbitten!“

„Sie wissen noch nichts — ach, wie werden Sie da erschrecken, meine theure Comtesse!“ sagte der alte Mann. „Kommen Sie herein, kommen Sie! Erfahren müssen Sie's doch einmal! Welch ein Unglück! Welcher Verlust! Schurkische Spitzbuben in der Welt! Berauben Wittwen und Waisen und fürchten sich der Sünde nicht!“

Der alte Mann schritt in das Haus zurück und Marie folgte ihm unter bangen Ahnungen.

„Da lesen Sie, Comtesse,“ sagte der alte Mann und reichte Marien ein Schreiben hin. „Eben hab' ich's bekommen! Ihr Vermögen ist hin — die Schurken haben sich damit davon gemacht und sind bereits über alle Berge. Kein Heller ist mehr zu retten von den schönen Hunderttausenden!“

Marie wurde bleich und ein Zittern durchrieselte ihre Glieder, als sie mit schwindelndem Gehirn und

irrem Auge den Unglücksbrief überflog. Ach, es war nur zu wahr — da stand es — schwarz auf weiß — das Handelshaus, welchem Graf Seethal die Ersparnisse für seine Tochter anvertraut hatte, war geschlossen worden, und die betrügerischen Besitzer hatten sich mit Allem, was sie an Geld und Geldeswerth zusammengerafft, aus dem Staube gemacht. Keine Hoffnung blieb, aus dem Schiffbruche nur das Mindeste zu retten. Alles deutete darauf hin, daß die Betrüger zu Schiffe gegangen und bereits in hoher See auf dem Wege nach Amerika waren.

Ein härterer Schlag nach dem Tode ihres Vaters hätte Marien kaum treffen können. An allen Ueberfluß des Reichthums gewöhnt, von Kindheit auf in Glanz, Pracht und Luxus aufgewachsen, umgeben von Allem, was die Macht des Geldes herbei zu zaubern vermag — war sie jetzt plötzlich von der Höhe ihres Glanzes herabgestürzt und fast eine Bettlerin geworden. Die Besitzerin von Hunderttausenden, die bisher jeden Wunsch erfüllen, jede Laune befriedigen konnte, hatte jetzt vielleicht kaum noch so viele Mittel, um ihren Hunger zu stillen und die äußerste Noth von sich abzuwenden. Und dabei stand sie allein in der Welt — ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschwister, und, wie sie jetzt mit herbem Schmerze empfand, ohne irgend ein Herz, das ihr in Treue und Liebe zugethan gewesen wäre. Marie wußte kaum die Größe ihres Unglücks zu ermessen; der unselige Brief entsank ihrer zitternden Hand, halb ohnmächtig fiel sie in einen Sessel zurück und brach in einen Strom von Thränen aus.

Der alte Gerichtsrath Warner bemühte sich lange

vergebens, der gebeugten jungen Gräfin einigen Tro
einzuflößen. Die ungewohnte Last des Unglücks drück
zu schwer auf ihre schwachen Schultern, und erlag ih
Erst nachdem sie eine Fluth von Thränen vergosse
hatte, kehrte einige Besinnung in ihren verstörten Gei
zurück, und sie fand Worte, ihr gränzenloses Elen
zu beklagen.

„O Gott,“ seufzte sie — „was soll nun aus m
werden? Nirgends Rath — nirgends Trost — ni
gends Hülfe — arm, verlassen, elend — Gott, o mei
Gott, was kann ich beginnen?“

„Ruhig, liebes Kind, ruhig!“ suchte der alte G
richtsrath zu trösten — „Ihr Unglück ist freilich seh
groß, der Schlag sehr hart, der Sie getroffen ha
aber Sie dürfen nicht vergessen, daß es viele tausen
Menschen gibt, die trotzdem noch viel ärmer, noch vi
verlassener und hilfloser sind, als Sie! Sie stehe
freilich allein in der Welt — aber Sie haben do
wenigstens Verwandte, reiche Verwandte, die sich Ihre
annehmen müssen, und Graf Edmund, der Erbe de
Güter Ihres Vaters, wird Sie gewiß nicht hartherzi
von sich stoßen. Muth, mein Kind! Fassen Sie Muth
Theilen Sie dem Grafen Ihr Unglück mit und bitte
Sie ihn, sich Ihrer anzunehmen und Sie nicht z
verlassen!“

„Ihn, der mich schon so rücksichtslos behandelt ha
als ich noch reich war — nimmermehr!“ rief Mari
aus ihrem Schmerze plötzlich in hochtrabenden Tro
übergehend, heftig aus. „Nein, gegen ihn soll si
mein Mund nie zu einer Bitte erniedrigen! Niemal
niemals! Lieber wollte ich zehnmal sterben!“

„Stille, Kind, stille!“ nahm der alte Gerichtsrat

das Wort — „bedenken Sie ja, was Sie thun! Vor einer Stunde noch konnten Sie auf Ihren Reichthum pochen und stolz thun, aber jetzt ist das anders geworden, liebes Kind — jetzt müssen Sie fein demüthig werden, oder ich sehe voraus, daß es Ihnen noch recht übel ergehen wird in dieser bösen Welt, die nur für den Reichen und Mächtigen ein freundliches Gesicht hat. Ich will Sie nicht betrüben, liebes Comteßchen, aber aber, glauben Sie einem alten Manne, mit Ihrem bisherigen launischen Trotzköpfchen kommen Sie nicht mehr durch. Das ist hart für Sie, ich seh' es wohl ein, indeß besser, ich sage Ihnen die bittere Wahrheit, als daß es Andere thun, die es nicht so aufrichtig meinen, wie ich, der ich ein alter Diener Ihres seligen Herrn Vaters bin und recht wohl weiß, daß Sie nicht allein daran Schuld sind, wenn Sie Ihre Fehler haben. Ja ja, Comteßchen, ich meine es gut mit Ihnen, herzlich gut, und darum nehm' ich kein Blatt vor den Mund, sondern sage Ihnen geradezu: Ihre Fehler müssen Sie jetzt ablegen und fein sanft und geduldig und demüthig werden, damit Sie so leidlich durch die Welt kommen. Ich glaube immerhin, daß Sie am besten thun würden, sich an den Grafen Edmund zu wenden. Der Mann scheint mir so schlimm nicht, und am Ende, da er die Güter Ihres seligen Herrn Vaters geerbt hat, ist er wohl auch zunächst verpflichtet, der Tochter desselben hilfreich beizustehen. Sie wollen nicht, Comteßchen? Wollen meinem Rathe nicht folgen?"

„Nein, nun und nimmermehr und in Ewigkeit nicht!" rief Marie heftig aus. „Ich hasse diesen Mann, der mir entrissen hat, was eigentlich mein Eigenthum sein sollte! Ich hasse ihn!"

„Das sollten Sie lieber nicht thun, Comteßchen, denn ein solches Gefühl ist sehr sündhaft für ein junges Mädchen," erwiederte der Gerichtsrath, der einen ernsten und strengeren Ton annahm in dem Maße, wie Marie heftiger und ungeberdiger wurde. „Und dann vergessen Sie doch auch nicht, daß Graf Edmund in seinem guten Rechte ist, und daß Sie in seiner Stelle nicht um ein Haar anders handeln würden, als er. Nein, nein, Comteßchen, so dürfen Sie nicht sprechen, sondern müssen hübsch vernünftig sein, damit man ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden kann. Mit dem Toben und Wüthen wird nichts ausgerichtet, das können Sie mir auf mein Wort glauben. Und was wollen Sie denn auch weiter anfangen? Gönnen Sie dem Grafen ein gutes Wort, und ich wette darauf, daß Alles sich ganz leidlich für Sie gestalten wird. Vielleicht setzt er Ihnen eine kleine Jahresrente aus, von der Sie leben können, und dann wäre ja auf der Stelle das Schlimmste von Ihnen abgewendet.

„Ich will nicht — will kein Almosen von diesem Manne!" erwiederte Marie trotzig und stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

„Nun, wenn Sie nicht wollen, so läßt sich freilich nicht helfen," sagte der alte Gerichtsrath und schüttelte den Kopf über das eigensinnige Mädchen. „Aber was wollen Sie denn sonst thun? Irgend Etwas müssen Sie doch beginnen!"

„Ich habe noch meine Schmucksachen, meine Ringe, meine Armbänder, meine goldenen Ketten und Uhren mit Brillanten," sagte Marie. „Ich kann sie verkaufen, und werde eine Summe Geldes daraus lösen, die mich wenigstens für's Erste vor Mangel schützt."

„Ja, für's Erste — aber auf wie lange?“ fragte der Gerichtsrath bedächtig. „Sie sollen wirklich tausend oder zwölfhundert Thaler dafür bekommen — das reicht für ein, zwei, drei Jahre zu — aber dann? Was dann, Comteßchen? drei Jahre sind eine kurze Zeit für Einen, der weiter in die Zukunft hinein zu blicken gewöhnt ist. Nein, nein, nein, das ist Alles nichts! Das Beste bleibt immer, Sie wenden sich an Graf Edmund!“

„Nein, das thu' ich nicht — um keinen Preis — lieber gehe ich zu meiner Tante!“ sagte Marie. „Sie hat wenigstens ein gutes Herz und wird die Tochter ihrer Schwester nicht mit Verachtung behandeln!“

„Wohl, wohl, das ließe sich hören!“ meinte der Gerichtsrath. „Nun ja, Comteßchen, schreiben Sie an die Tante — theilen Sie ihr den Unglücksfall mit, der Sie so unerwartet und plötzlich betroffen hat — bitten Sie um ihren Rath und Beistand, und erwarten Sie dann, was geschieht. Ich denke mir, die Frau Tante wird Sie wohl zu sich hin nehmen, und wenn Sie dann nur sonst wollen, kann noch Alles recht gut ablaufen. Ja ja, so wird's gehen! Aber freilich, Comteßchen, in Acht nehmen müssen Sie sich ein wenig! Sie wissen, wie die Tante ist — eine herzensgute Frau allerdings, aber gewaltig eigen! Sie müssen da ebenfalls hübsch fügsam und demüthig sein, verstehen Sie wohl? Um Alles in der Welt keine Launen und dergleichen — die Tante duldet so etwas nicht! Aber sonst — ja, ja — der Einfall ist nicht übel! Schreiben Sie, Comteßchen, schreiben Sie, und bis eine Antwort eintrifft, wollen wir sehen, was wir noch sonst für Sie thun können, wollen sehen, was Ihnen

von den hingeschwundenen Reichthümern noch übrig geblieben ist, und auch wenigstens einen Versuch machen, den Spitzbuben und Schurken, die Sie so schändlich betrogen haben, noch auf die Spur zu kommen."

„Glauben Sie denn, daß es möglich ist, noch Etwas zu retten?" fragte Marie von neuer Hoffnung belebt.

„Von Glauben ist gar keine Rede, liebes Comteßchen," erwiederte der Gerichtsrath — „höchstens, allerhöchstens hege ich eine ganz schwache Hoffnung, auf die Sie aber nicht im mindesten bauen dürfen. Und Jahre können darüber hingehen, ehe wir nur einen Faden bekommen, an dem wir weiter spinnen können! Die Spitzbuben sind fort — über's Meer — nun hole sie Einer ein, oder suche sie drüben im fernen Lande. Wer weiß, am Ende sind sie auch gar nicht nach Amerika, sondern wohl gar nach Australien oder Ostindien geflüchtet. Die Welt ist groß und der Mensch klein — man kann lange suchen, ehe man Einen findet, der einen Vortheil davon hat, sich zu verbergen. Nein, nein, hoffen Sie nichts, Comteßchen! Hin ist hin — verloren ist verloren! Danken Sie Gott, daß Sie wenigstens noch Ihre Tante haben und halten Sie hübsch an diesem letzten Rettungsanker fest. Das ist ohne Zweifel das Vernünftigste, was Sie thun können."

„Da Sie mir denn keinen anderen Rath geben können, so will ich diesen befolgen und an die Tante schreiben," sagte Marie mit einem Seufzer. „Viel Freude werde ich wohl bei der Tante nicht erleben — indeß, immerhin zieh' ich's vor, bei ihr, als bei meinen Verwandten auf dem Schlosse zu bleiben. Und

Sie wissen wirklich nichts, gar nichts Anderes und Besseres für mich?"

„Nichts!" antwortete der Gerichtsrath mit einem Achselzucken. „Fügen Sie sich in das Unvermeidliche, Comteßchen — einen anderen Rath vermag ich Ihnen nicht zu ertheilen."

„Wohl denn, so will ich heute noch an die Tante schreiben," sagte Marie und ging.

Das Herz war ihr schwer und beklommen, als sie in ihrem Zimmer auf dem Schlosse ankam, und viele Thränen vergoß sie bei dem Briefe, in welchen sie die Tante von dem geschehenen Unglücke benachrichtigte. Ihre Zukunft erschien ihr düster und freudenleer, und ihr Stolz schrak zusammen bei dem Gedanken, daß sie, die früher Reiche und Unabhängige, von jetzt an in Abhängigkeit von Anderen leben sollte. Indeß alles Klagen und Weinen nützte nichts und änderte die Verhältnisse nicht. Sie schickte den Brief ab und erwartete mit leidlicher Fassung die Antwort, die vor dem nächsten Tage nicht eintreffen konnte. Die Stunden, welche ihr blieben, benutzte sie, ihre Habseligkeiten einzupacken. Das Beste davon waren die Juwelen, die vielleicht einen Werth von tausend Thalern hatten. Hierin bestand ihr ganzer Reichthum, nachdem sie kurz vorher noch über Hunderttausende hatte gebieten können. Der Abstand war freilich sehr groß und rechtfertigte vollkommen die Niedergeschlagenheit, welcher Marie ohne Widerstand sich hingab. Sie hatte ja, den Verlust ihres Vaters ausgenommen, noch niemals Unglück oder Widerwärtigkeiten des Lebens kennen gelernt, ihr Dasein war bisher eine ununterbrochene [illegible]ette von Wohlsein und Freuden gewesen, noch kein

rauhes Lüftchen hatte sie berührt, und der harte Schlag, den ein widriges Geschick gegen sie führte, mußte sie also mit um so größerer Gewalt treffen, als ihr die Quelle alles Trostes und aller Kräftigung noch verschlossen war, welche der Unglückliche und Gebeugte im Aufblicke zu dem findet, welcher alles Trostes und aller Stärkung Urquell ist. Marie war keineswegs gottlosen oder nur unfrommen Herzens, aber da sie fortwährend von Glück und Reichthum umgeben gewesen war, so hatte sie noch nicht das Bedürfniß empfunden, eine Stütze außer sich zu suchen, die unter allen Verhältnissen die beste und kräftigste ist. Anstatt also Beruhigung und Erhebung bei Gott zu suchen, gab sie sich ohne Widerstreben dem Schmerze über die erlittenen Verluste hin. Und doch war ihr Unglück gar nicht so unermeßlich groß. Ihr blieb immer noch die Tante, deren einzige Verwandte sie war und die, wenn auch nicht so unermeßlich reich, wie ihr Vater, doch von behaglichem Ueberflusse umgeben war, den sie ohne Zweifel sehr gern mit ihrer Nichte theilte. Was brauchte also Marie im Grunde zu fürchten? Höchstens, daß sie nicht mehr so rücksichtslos, wie früher, ihren Launen nachleben konnte, und dieß war doch gewiß eher ein Glück, als ein Unglück zu nennen. Marie fand dieß freilich nicht — sie brachte eine schlaflose Nacht auf ihren Kissen zu und rang vergebens nach einer Fassung, die dazu dienen konnte, die Bitterkeit ihres Verlustes zu mildern.

Am folgenden Tage kam die Tante in ihrem Wagen angefahren. Laut weinend eilte Marie ihr entgegen und warf sich an ihre Brust. Die Tante streichelte ihr freundlich die blassen Wangen, schien aber

im Uebrigen auf Marie's Verlust gar kein so großes Gewicht zu legen.

„Warum weinst du denn, Kind?“ fragte sie.

„Ach, Tante — das Unglück — ich bin ja nun ganz, ganz arm!“ schluchzte Marie. „Alles ist verloren und ohne Rettung!“

„Unglück? Arm? Verloren? Ohne Rettung? Bist du närrisch, Kleine?“ erwiederte die Tante mit gutmüthigem Spotte. „Was fehlt dir denn? Was geht dir denn ab? Die lumpigen paar hunderttausend Thaler? Ein rechter Bettel! Du bist noch reich genug, Kind, viel reicher, als neun Zehntel aller Menschen auf Erden. Hast du nicht noch mich, deine Tante? Ist bei mir nicht dein Tisch gedeckt? Hast du nicht bei mir eine Stätte, wohin du dein Haupt legen kannst? Brauchst du Hunger, Noth, Elend zu befürchten? Sei doch nicht so thöricht, Kleine! Frisch den Kopf in die Höhe! Was verlangst du mehr, als ein sorgenfreies, gemüthliches Leben? Pah, wer sich dessen freuen kann, braucht keine Thränen zu vergießen, sondern muß Gott auf den Knieen dafür danken. Verstehst du mich? Geschwind wische die Thränen ab.“

Marie trocknete ihre Thränen nicht — sie flossen nur noch reichlicher über ihr bleiches Gesicht. Die Tante schüttelte den Kopf und betrachtete sie mit verwundertem und mißbilligendem Blicke.

„Höre, Kind,“ sagte sie, „es scheint mir beinahe, als ob du gar nicht gerne mit mir gingest und dich wohl gar vor mir fürchtest! Ich kann mir auch denken, warum? Du meinst, du kannst dein altes Leben nicht bei mir fortführen, wie du's gewöhnt bist, und nun freilich ja, da möchtest du nicht ganz unrecht haben.

So recht hat es dir nie bei der Tante gefallen, das konnte ein Blinder sehen, und warum dir's nicht gefiel, läßt sich auch errathen. Ja ja, das frühe Aufstehen schmeckte dem verwöhnten Comteßchen nicht, und eben so wenig das Wirthschaften in Küche und Speisekammer, in Keller und Milchkammer. Aber versuch' es nur auf die Dauer, dann wird sich der Geschmack daran schon finden und du wirst dich bei mir viel wohler fühlen, als zu Hause in dem alten Nichtsthun und Schlendrian. Will dir sagen, Comteß Nichte, es ist mir deinetwegen eigentlich recht lieb, daß du den überflüssigen Geldplunder losgeworden bist! Hätte dich der Plunder nur zu einer Zierpuppe gemacht, während du jetzt — nun, werden ja sehen! Ich freue mich darauf, mit dir zu wirthschaften — ist mir schon lange ein bischen einsam auf dem Schlosse vorgekommen und sehnte mich nach Gesellschaft! Na, nun bekomme ich sie an dir, meiner lieben Nichte, und du sollst es recht gut bei mir haben, wenn du nur halbwegs ein bischen vernünftig bist. Na, das versteht sich von selbst, und nun komm — hier ist deines Bleibens nicht mehr."

Die Tante liebte es nicht, viele Umstände zu mamachen. Ohne Weiteres nahm sie ihre Nichte am Arme, führte sie an den Wagen hinunter, schob sie hinein, schickte ihren Kutscher hinauf, um Marie's Habseligkeiten zu holen, setzte sich dann zu ihr, und fort ging es in scharfem Trabe, daß der Staub in dichten Wolken aufwirbelte. Gegen Abend kam man im Schlosse der Tante an — diese sehr vergnügt und heiter, Marie dagegen noch immer in gedrückter Stimmung und wie betäubt, worauf übrigens die Tante wenig achtete und es gar nicht zu bemerken schien.

Sie wies Marien das Zimmer an, welches sie für die Folge bewohnen sollte — ein allerliebstes, freundliches Zimmerchen mit einer prächtigen Aussicht auf die nahen, grün bewaldeten Gebirge, — half ihr bei dem Ordnen ihrer Sachen, bis es dunkel wurde, und führte sie dann in das Wohnzimmer hinab, wo bereits der Thee und ein Butterbrod ihrer harrte. Sie setzten sich auf das Sopha, die Tante schenkte ein und legte vor, wobei sie mitunter einen forschenden Blick auf Marie warf, und endlich sagte sie:

„So weit wären wir denn in Ordnung, meine liebe Marie, und nun wollen wir uns über unsere zukünftige Lebensweise verständigen. Das ist sehr nothwendig, wenn man friedlich und gemüthlich bei einander wohnen soll. Jeder muß wissen, was er zu thun hat, damit er dem Andern nicht im Wege ist und am Ende nur hindert, anstatt zu fördern. Also zunächst mußt du Morgens regelmäßig um fünf Uhr aufstehen — im Winter um sechs — dich rasch ankleiden und danach sehen, ob in Küche und Wirthschaft überhaupt Alles hübsch munter und in Ordnung ist. Hast du mich verstanden, Kind?“.

Fast schien es, als ob Marie die Tante nicht verstanden habe, obgleich dieselbe recht deutlich und verständlich gesprochen hatte, denn sie saß mit weit aufgerissenen Augen da, und starrte verwunderungsvoll die Tante an. „Ich, ich soll aufstehen — um fünf Uhr — mich ankleiden — ohne Beistand und Hilfe?“ stammelte sie. „Mein Gott, Tante, ich träume wohl?“

„Mich dünkt, daß du früher ein wenig zu viel geträumt und viel zu wenig gethan hast, mein Kind,“ erwiederte die Tante ruhig. „Siehst du, das muß

aufhören. Ein junges Mädchen von deinem Alter braucht nicht eine Kammerjungfer und Bediente und wer weiß, was noch. Ich selbst habe dergleichen auch nie gebraucht und bin recht gesund und munter dabei geblieben. Wem der liebe Gott zwei Hände zur Arbeit gegeben hat, der muß sie auch hübsch gebrauchen, denn zum bloßen Staate oder zum Spaß sind sie nicht an die Arme angewachsen. Also das war Eins, pünktlich um fünf aufgestanden und nach der Wirthschaft gesehen. Bisher that ich das selbst, aber ich merke wohl, das Alter schleicht allmählig heran, es will nicht mehr so recht fort, und da ist mir's denn lieb, daß ich eine Stütze an dir habe. Eine Stunde später kommst du an mein Bett und weckst mich, Kindchen — dann trinken wir Kaffee, und nachher machen wir zusammen die Runde durch die Ställe und sehen, ob das liebe Vieh ordentlich versorgt wird. Verstehst du, die Mägde, wenn sie nicht wissen, daß man überall hin schaut, überall die Augen hat, werden leicht nachlässig und faul, und die Herrschaft hat den Schaden davon. Sind wir damit fertig, so geht's marsch! in die Milchkammer! Die Milchfässer müssen nachgesehen und scharf aufgepaßt werden, daß beim Buttern die nöthige Sorgfalt und Reinlichkeit nicht vernachlässigt wird. Dabei lernst du Manches, liebes Kind, und es wird dir dereinst zu statten kommen, wenn ich einmal die Augen auf immer zuthue und draußen auf dem Kirchhofe meine letzte Ruhestätte gefunden habe. Denn siehst du, du bist ja meine einzige nahe Verwandte, und wem anders, als dir, könnte ich einmal mein Gut und mein bischen Habe hinterlassen? Da mußt du dich denn recht auf das Wirth-

schaften verstehen, oder du wirst an allen Ecken und Enden betrogen und das ganze Wesen geht rückwärts statt vorwärts. Na, das war so nebenbei! Nachher, wenn wir mit dem Buttern und Käsemachen im Reinen sind, setzen wir uns in die Kalesche und fahren hinaus auf's Feld. „Des Herrn Auge dünget den Acker," das ist ein altes Sprichwort, aber so alt es ist, so viel Wahrheit liegt auch darin. Selber sehen, selber anordnen, selber mit zugreifen, das nützt mehr, als sich zehn Verwalter und Inspektoren halten. Die Knechte so gut wie die Mägde müssen wissen, daß man sie nicht aus den Augen läßt, und dann thun sie entweder ihre Pflicht und Schuldigkeit, oder Paschol — fort mit ihnen — Tagediebe und Faulenzer können wir nicht gebrauchen. Sind wir nun auf dem Felde fertig, fahren wir wieder heim, machen noch einmal die Runde von Oben bis unten durch die ganze Wirthschaft, und dann haben wir unser Frühstück verdient. Nachher geht's in die Küche zum Kochen und Backen, und da finden wir denn vollauf zu thun bis zum Mittag — alle Hände voll zu thun, sag' ich dir, denn es sind viele hungrige Mäuler da, die wir mit Fleisch und Klößen stopfen müssen. Nach Tische kannst du also ein Stündchen ruhen und nachher . . ."

„Nein, dieß ist zu viel, dieß ertrag' ich nicht!" unterbrach plötzlich Marie die Tante, und brach in Thränen aus. Ich soll die gemeinste Arbeit thun, ich soll die Dienste einer Magd verrichten? Nimmermehr! das wirst, das kannst du nicht von mir verlangen, Tante! Nein, nein, du treibst nur Scherz mit mir, nicht wahr?

„Ich? Scherz treiben? Das liegt gar nicht in mei-

ner Natur, liebes Kind," entgegnete die Tante ganz ruhig und in ihrer gewöhnlichen, kaltblütigen Weise. „Ich spreche im vollem Ernste und wundere mich höchlich, daß du so entrüstet über die einfachste und natürlichste Sache von der Welt bist. Was willst du denn, Kind? Willst du den ganzen Tag auf dem Sopha faulenzen und die Hände in den Schooß legen? I, Gott behüte und bewahre! Du müßtest dich ja der Sünde schämen! Und wer sagt denn, daß du die Dienste einer Magd versehen sollst? Daran denkt ja meine Seele gar nicht! Wenn ich Mägde haben will, so brauch' ich dich nicht dazu. Mir, mir sollst du ein wenig Beistand leisten, einen kleinen Theil meiner Arbeit sollst du mir abnehmen, und ich dächte, das wäre doch nicht gar zu viel verlangt. Sei doch nicht wunderlich, Kind! Solcher Arbeit brauchst du dich wahrhaftig nicht zu schämen! Ich werde nichts Unbilliges von dir verlangen, aber, siehst du, in meine Hausordnung mußt du dich fügen, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Geh', geh' mir mit deinen Thränen! Die sind hier ganz an der unrechten Stelle angebracht und gereichen dir gar nicht zur Ehre. Arbeiten muß der Mensch, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, und wer sich der Arbeit schämt oder sie scheuet, der ist in meinen Augen weiter gar nichts, als ein Müßiggänger, der dem lieben Gott seine Tage abstiehlt und nicht werth ist, daß ihn die Sonne bescheint. Und damit Basta, mein Töchterchen! In vier Wochen wirst du dich gewöhnt haben und deiner alten Tante Dank wissen, daß sie dich zu Fleiß und Thätigkeit angehalten hat."

Marie war starr vor Entsetzen. Früh aufstehen,

sich mit Knechten und Mägden plagen, Küche und Keller besorgen — sie, die nie eine Hand zu ernstlicher Arbeit angelegt und die Stunden und Tage ihres Lebens im bequemsten Müssigggange verbracht hatte, — das war wirklich zu viel, das glaubte sie nie ertragen zu können und das Köpfchen drehte sich im Kreise herum. Auf die Tante machten jedoch ihre Thränen nicht den mindesten Eindruck. Sie fuhr ganz ruhig fort, Marie'n die Pflichten, welche sie für die Folge erfüllen müsse, aus einander zu setzen, und schloß mit den Worten: „das ist Alles, Kind. Wenn du erst zur Vernunft gekommen bist, wirst du einsehen, daß ich dir nicht zu viel zumuthe und du den Tag über immer noch ein Stündchen oder ein paar für dich übrig hast, die du nach deinem eigenen Gefallen benutzen kannst. Und nun will ich dir noch einen guten Rath geben: Füge dich in das Unvermeidliche und greif' es herzhaft an. Je entschlossener du an deine neuen Geschäfte gehst, desto leichter wirst du damit zurecht kommen, dich um so eher hinein finden. Punktum! Und nun gute Nacht! Es ist neun Uhr vorbei und du mußt zu Bett gehen. Nimm ein Licht mit — gib aber Acht, daß du es vor dem Einschlafen hübsch auslöschst und mir nicht etwa gar ein Unglück anrichtest. Mit Feuer darf man nicht spaßen. Schlaf wohl, Kind!“

Marie sah wohl ein, mit der Tante war so wenig zu spaßen, wie mit dem Feuer. Halb von Sinnen über Alles, was sie in den letzten schweren zwei Tagen erlebt und erfahren hatte, begab sie sich in ihre Kammer und vergrub sich schluchzend in ihre Kissen. Noch lange flossen ihre Thränen und bejammerte sie ihr Geschick, um welches so viel, viel Menschen sie beneidet

hätten, das in der That gar nicht so hart und schwer war, wie das verwöhnte und verzogene Mädchen sich einbildete. Endlich schlief sie aber doch ein und erwachte am nächsten Morgen mit gestärkten und erfrischten Sinnen. Sie stand auf, kleidete sich an, setzte sich in die Nische ihres Fensters und brachte hier eine gute Weile in stillem Nachdenken zu, das erst durch ein Klopfen an ihrer Thüre unterbrochen wurde. Sie rief: „Herein!“ und die Tante erschien mit einer Wolke auf ihrer Stirn und einem nicht allzu freundlichen Ausdrucke in ihren hellen und scharfen blauen Augen.

Viertes Kapitel.

Hochmuth des Herzens.

„Guten Morgen, Kind!“ sagte die Tante und gab sich Mühe, dem Tone ihrer Stimme die gewöhnliche Ruhe und Festigkeit zu geben. „Seit einer Stunde warte ich bereits auf dein Erscheinen und muß mich sehr wundern, daß es dir nicht beliebt, herunter zu kommen, da du doch bereits auf und in den Kleidern bist. Nun, ich denke, du hast wohl schon die Runde durch die Wirthschaft gemacht — wie?“

„Nein, Tante, das hab' ich nicht,“ entgegnete Marie und blickte trotzig der Tante in's Angesicht. „Ich will dir nur sagen, daß ich mir heute früh Alles ruhig überdacht habe, was du gestern Abend zu mir gesprochen hast.“

„Nun, das ist ja recht gut und schön," sagte die Tante, „hoffentlich bist du dadurch zur Vernunft gekommen, wie?"

„Ja, das denk' ich," erwiederte Marie, „wenn auch nicht in der Weise, wie du zu glauben scheinst. Kurz und rund heraus, Tante: Was du von mir verlangst, kann ich nicht thun und will es auch nicht."

„Kannst nicht, willst nicht?" fragte die Tante scharf, „und warum denn nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil es sich nicht für mich schickt," entgegnete Marie. „Ja, ja, es schickt sich nicht, daß ich, die Gräfin Seethal, die Wirthschaftsmamsell bei dir spiele! das wäre eine ganz unwürdige Stellung für mich, und niemals werde ich mich dazu verstehen, freiwillig eine solche zu übernehmen. Ich habe geglaubt, Tante, ich würde bei dir Liebe, Güte und Freundlichkeit finden, und statt dessen muthest du mir Dinge zu, die ich mir nimmermehr hätte träumen lassen. Ein für alle Mal, Tante, ich gebe mich zu dergleichen Herabwürdigungen nicht her!"

Der Tante schoß das Blut in Stirn und Wangen, und ein zorniger Blitz strahlte aus ihren Augen — aber sie beherrschte schnell ihre Gemüthsbewegung und antwortete, noch immer in ruhigem Tone: „du sprichst wie ein unverständiges, unbesonnenes Kind, und deßhalb will ich deine Worte nicht auf die Wagschale legen. Doch muß ich dir sagen, daß dein hochtrabender Stolz ganz und gar nicht mehr am Platze ist, und am allerwenigsten bei mir, deiner Tante, die nie etwas Anderes, als dein Bestes gewollt hat. Du scheinst ganz und gar zu vergessen, mein Kind, daß du in der Welt jetzt eine ganz andere Stellung einnimmst, als

vor dem Verluste deines Vaters und deines Geldes. Als du Beides noch hattest, da konntest du befehlen, thun und lassen, was du wolltest, konntest schlafen, wachen, spazieren gehen, deine Leute hudeln — kurz, kein Mensch hatte dir Vorschriften zu machen, und du brauchtest auf Keinen zu hören. Dem ist aber jetzt nicht mehr so! Wenn du jetzt leben und essen und dich kleiden willst, so mußt du das Geld dazu verdienen, und auf leichtere Weise, als hier, wirst du das nirgends in der Welt können. Ich verlange von dir nichts weiter, als was ich selber gethan habe, ohne daß es meiner Ehre und meinem Selbstbewußtsein geschadet hätte, und, was mir keinen Makel anheftet, wird dir auch keine Schande machen, und wenn du eine Fürstentochter statt einer Grafentochter wärest. Ueberhaupt gibt es gar nichts Lächerlicheres und Abgeschmackteres in der Welt, als ein Stolz auf Rang und Geburt, der nicht durch höhere geistige Eigenschaften gerechtfertigt wird. Solche Eigenschaften, mein Kind, scheinst du nun eben nicht zu besitzen, und solltest daher doch um Gottes willen fein bescheiden und demüthig sein. Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden! Darum stille, stille, liebes Kind — füge dich in das Unvermeidliche, und glaube mir, daß es dir viel besser anstehen wird, ein fleißiges Mädchen zu sein, als deine Tage in Müssiggang hinzubringen. Und nun genug der überflüssigen Worte. Du fügst dich in meine Hausordnung und damit Basta! Folge mir — marsch!"

Ohne mit dem widerspenstigen Fräulein viel Umstände zu machen, nahm es die Tante am Arme und führte es mit sich fort. Marie war zu überrascht, „

daß sie hätte widerstreben können, und überdieß hatte die Tante eine Art und Weise an sich, der man sich nicht gut widersetzen konnte. Da half kein Trotzen und Schmollen — Marie mußte mit durch Küche und Keller, durch Ställe und Scheuern, und die Tante nahm von ihren mißmuthigen und verdrießlichen Gesichtern gar keine Notiz. Bis zum Abend mußte Marie auf dem Platze sein. Bei aller Freundlichkeit machte die Tante wenig Federlesens mit ihr.

Ein paar Wochen ging das so fort. Die Tante ließ nicht nach, sondern erhielt Marien fortwährend in Athem. Jeden Morgen holte sie die Langschläferin aus dem Bette; in ihrer Gegenwart mußte Marie sich ankleiden, und dann hinaus in's rege Treiben und Schaffen des Tages. Die Tante, welche es in der That herzlich gut meinte, hoffte noch immer, Marie werde sich endlich nicht nur an das neue Leben gewöhnen, sondern ihm auch Geschmack abgewinnen, und ihre Langmuth ermüdete deßhalb nicht. Marie aber täuschte diese Hoffnungen vollkommen. Sie folgte der Tante zwar, weil sie sich vor ihr fürchtete, aber sie that es mit sichtbarem Widerwillen und verdrossenem Unmuthe. Das Leben bei der Tante ward ihr mit jedem Tage unerträglicher, und jeden Abend dachte sie darüber nach, auf welche Weise sie demselben ein Ende machen könne. Viel Gescheutes fiel ihr freilich nicht ein — endlich aber erleuchtete ihre Seele ein Gedanke, von dessen Ausführung sie sich den besten Erfolg versprach.

„Das thu' ich!“ sagte sie zu sich selbst, als sie Abends zu Bette ging, und war fest entschlossen, ihren Vorsatz, den sie für ganz vortrefflich hielt, allem Wi-

derstande der Tante zum Trotz auszuführen. Als die Tante wie gewöhnlich am Morgen kam, um Marien abzuholen, schüttelte diese den Kopf.

„Damit ist's vorbei, Tante,“ sagte sie. „Ich habe die räucherige Küche und die schmutzigen Ställe satt. Da ich denn doch einmal mein Brod verdienen muß, wie du behauptest, wohl, so will ich es auf eine Weise thun, die mir besser zusagt, als die deinige.“

„Was tausend!“ rief die Dame mit gutmüthigem Spotte aus — „du willst dein Brod also verdienen? Nun, wie denn, Kind? Ich bin wirklich neugierig, das zu erfahren.“

„Ich werde eine Stelle als Erzieherin annehmen,“ erwiederte Marie. „Es fehlt mir nicht an Kenntnissen dazu, und ich werde dann wenigstens einen Wirkungskreis haben, der mich nicht mit Widerwillen und Ekel erfüllt. Bei dir bleib' ich nicht länger, Tante, ganz gewiß nicht!“

Die Tante unterdrückte leicht eine Aufwallung der Entrüstung über diese rücksichtslose Sprache des jungen Mädchens, und ihre gutmüthige Laune gewann bald wieder die Oberhand über ihre gerechte Empfindlichkeit. „Aber, Kind, bist du denn wirklich rein närrisch geworden?“ rief sie lachend aus. „Du willst Erzieherin werden? du, die selber noch recht sehr der Zucht und Erziehung bedarf? Aber dieß ist ja geradezu lächerlich! Werde doch nur einmal vernünftig, Marie! Du, noch ein halbes Kind, und Erzieherin? Ei, da hätt' ich mir eher den Einfall des Himmels vermuthet, als solch eine närrische Idee!“

„Nun, ich finde die Idee so närrisch denn doch nicht, und eine Stelle für mich wird sich auch finden,“

antwortete Marie trotzig. „Ich kann französisch und englisch sprechen, Klavier spielen, feine Stickereien machen und noch so Mancherlei. Da seh' ich doch wahrhaftig nicht ein, warum ich nicht eben so gut, wie Andere, Erzieherin werden könnte!"

„Zugegeben, Kind, daß du wirklich die Kenntnisse besäßest, deren du dich rühmst," erwiederte die Tante, — „so mußt du auf der andern Seite doch eingesteh'n, daß ein großer Unterschied darin besteht, selber Kenntnisse zu haben, und Andere dieselben zu lehren. Jung und thöricht, wie du bist, wo willst du nur allein die Geduld hernehmen, die unendliche Geduld, die dazu gehört, kleinen Kindern die Anfangsgründe des Wissens beizubringen, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, ihre Unarten zu ertragen. Ohne eine große und tiefe Liebe für den schweren Beruf, den du in einer Aufwallung der Laune ergreifen willst, läßt sich nichts erreichen, was nur einigermaßen das Herz befriedigt, und du wirst mich niemals glauben machen, daß dich diese Liebe beseelt. Geh', mein Kind, dieß ist eine ganz närrische Idee, die dich nur unglücklich machen würde, wenn du sie wirklich ausführen wolltest."

„Ich denke nicht so, und jedenfalls will ich's doch versuchen," entgegnete Marie. „Ich will lieber mit Kindern zu thun haben, als mit rohen Knechten und Mägden. Du machst mich in meinem Entschlusse nicht irre, Tante, denn unerträglicher kann meine Lage auf keinen Fall werden, als sie hier ist."

„Unbesonnenes Kind, was sprichst du da?" rief die Tante — nun doch ein wenig empfindlich, aus. „Achtest du denn die Liebe deiner nächsten Verwandten

so gering? Meinst du, fremde Leute könnten sie dir ersetzen? Gib doch diesen thörichten Einfall auf und werde vernünftig. Bedenke doch nur, eine Gräfin Seethal, und Erzieherin von fremder Leute Kinder."

„Den Grafentitel kann ich freilich nicht fortführen," antwortete Marie. „Aber ich habe auch daran schon gedacht — ich werde mich einfach Marie Seethal nennen."

„Und hast du auch bedacht, daß du in das Verhältniß einer dienenden Person trittst, wenn du eine Stelle als Erzieherin annimmst?" fragte die Tante. „Du, die immer zu befehlen gewöhnt war, sollst nun auch einmal gehorchen lernen? Du, die du immer deinen eigenen Launen folgtest, sollst auf einmal dich in die Launen Anderer, fremder Menschen, fügen? Ach, so geh' doch, Kind, das ist ja närrisch!"

„Ich sehe da nichts Besonderes," erwiederte Marie. „Du hast ja auch Launen, Tante, und verlangst, daß ich mich ihnen unterwerfe. Oder wäre es etwa keine Laune, daß du mich zwingst, Geschäfte zu besorgen, die mich in tiefster Seele anwidern? Wenn ich denn einmal dergleichen dulden muß, so will ich es lieber von fremden Leuten ertragen, als von meinen Verwandten!"

„Aber, Kind, was ich thue, geschieht ja nur aus wohl überlegter Rücksicht für dich und zu deinem eigenen Besten!" sagte die Tante. „Wenn du das auch jetzt noch nicht einsiehst, so weiß ich doch, daß du es später einsehen wirst, und darum, ein für alle Mal, du gibst deinen närrischen Einfall auf und bleibst! Punktum!"

„Nein, ich bleibe nicht, ich gehe, und sollte ich

heimlich aus deinem Hause entfliehen!“ rief Marie trotzig aus. „Ich thue, was mir gefällt und will doch sehen, ob mich Einer daran hindern kann!“

Die Tante wurde blaß und roth vor Entrüstung über das unbesonnene Mädchen, und schien große Lust zu haben, Marie recht tüchtig den Kopf zurecht zu setzen. Schon öffnete sie den Mund zu einer Rede, der es gewiß nicht an Salz gefehlt hätte — aber auf einmal besann sie sich eines Anderen, ging mit großen Schritten ein paar Mal in der Stube auf und ab, und blieb dann plötzlich dicht vor Marien stehen.

„Gut, mein Kind,“ sagte sie mit strenger und ernster Miene, „du sollst deinen Willen haben, und ich will dir kein Hinderniß in den Weg legen, sondern dir sogar behilflich sein, eine Stelle zu finden. Es gefällt dir nicht bei mir — wohl, so geh' und versuche, ob dir's anderswo besser behagt. Geh', ich halte dich nicht — aber, einmal fort, wirst du auch erlauben, daß ich die Thüre hinter dir zuschließe. Ich habe dir mein Haus und mein Herz geöffnet — du verschmähest Beides, und ich muß die Kränkung, die du mir dadurch zugefügt, nun überwinden, so gut ich vermag! Aber noch einmal setze ich mich einer solchen Kränkung nicht aus, mein Kind. Jetzt weißt du, wie ich's meine, und du kannst wählen zwischen mir und fremden Menschen. Willst du bleiben — gut — so erwarte ich, daß du willig und folgsam bist, wie es sich geziemt! Willst du gehen — wohl, so geh — aber der Rückweg zu mir ist dir dann für immer verschlossen! Da hast du mein letztes Wort, und nun sprich du!“

„Ich gehe, und das so bald als möglich," antwortete Marie hochfahrend.

„Gut, so geh', und ich will von ganzem Herzen wünschen, daß du nie deinen Entschluß bereuest," sagte die Tante und verließ das Zimmer, ohne noch einen Versuch zu machen, Marien von ihrem Vorhaben abzubringen. Mochte sie nun zusehen, wie sie, auf eigenen Füßen stehend, in der fremden Welt zurecht kam.

Marie war ein wenig betroffen über den so rasch herbeigeführten Schluß der Verhandlung. Betreten starrte sie die Thüre an, hinter welcher die Tante verschwunden war, und es fehlte nicht viel, so wäre sie einem innerlichen Antriebe gefolgt, der sie nach der Thüre hinzog, um die Tante zurück zu rufen. Doch eine gewisse Schaam hielt sie im ersten Augenblicke davon zurück, und als sie dieselbe überwand, war die Tante bereits die Treppe hinunter gegangen. Marie seufzte und fühlte eine Beklommenheit des Herzens, wie sie noch nie empfunden hatte. Und doch — war denn nicht ihr Zweck erreicht, war es nicht in ihre Hand gegeben, zu thun und zu lassen, was ihr beliebte? Wie konnte sie nun traurig oder betrübt darüber sein? Hatte Marie vielleicht gedacht, daß die Tante ihren Entschluß anders aufnehmen würde, als sie gethan? Hatte sie sich wohl gar eingebildet, die Tante würde ihr die schönsten guten Worte geben und sie inständig bitten, doch bei ihr zu bleiben und sie nicht zu verlassen? Hatte sie wohl gar geglaubt, die Tante würde etwa so zu ihr sprechen: „Ehe ich zugebe, daß du mein Haus verläßt und dein Brod bei fremden Leuten suchst, du, meine liebe Nichte, das zärtlich geliebte theure Kind meiner zärtlich geliebten theuren Schwester, lieber

will ich jede Laune von dir ertragen und dulden, will dich schlafen lassen, so lange es dir gefällt, und will dich nicht länger quälen mit allerlei Beschäftigungen, die dir nicht zusagen?" hatte sich Marie dergleichen eingebildet und in den Kopf gesetzt?

Vielleicht!

Wenn es der Fall war, dann freilich hatte sie eine bittere Täuschung erfahren und sich vollständig im Charakter ihrer Tante geirrt, welcher allerdings zärtlich und liebevoll, zugleich aber auch so fest und entschieden war, daß ein solches Wagespiel bei ihr kaum auf einen guten Erfolg rechnen konnte. Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, Marie empfand jedenfalls kein Gefühl der Freude über das Durchsetzen ihres Willens, und hätte es vermuthlich recht gern gesehen, wenn die Tante auf den Einfall gekommen wäre, noch einen Versuch zu machen, Marien zu bewegen, bei ihr zu bleiben. Aber die Tante machte diesen Versuch nicht. Vielmehr schrieb sie noch am nämlichen Tage nach der Stadt und erkundigte sich nach einer Stelle, die den Wünschen ihrer Nichte entsprechend wäre. Nicht ohne heimliches Bangen sah Marie der Antwort entgegen, und im Innersten ihres Herzens wünschte sie, daß die Bemühungen ihrer Tante ohne Erfolg bleiben möchten.

Einige Wochen verstrichen, ohne eine Nachricht zu bringen. Marie hoffte, es würde gar keine kommen. Es fing an, ihr im Hause der Tante zu gefallen, die seit Marien's fest ausgesprochenem Entschlusse, nicht bleiben zu wollen, keinen Versuch mehr gemacht hatte, die widerspenstige Nichte zur Arbeitsamkeit anzuhalten. Marie brachte den größten Theil des Tages auf ihrem

Zimmer zu, vertrieb sich die Langeweile, wie sie es früher gethan hatte, mit allerhand kleinen zerstreuenden Beschäftigungen, die im Grunde nichts weiter wie Müssiggang waren, und fühlte sich, weil in die frühere Zeit versetzt, dabei ganz behaglich und heimisch.

Aber dieser angenehme Zustand sollte nicht lange dauern. Eines Morgens schickte die Tante nach ihr und ließ sie ersuchen, sich herunter zu begeben, weil eine gewiß willkommene Nachricht für sie eingelaufen wäre. Als Marie herunter kam, lächelte ihr die Tante ganz freundlich entgegen und sagte: „Nun, deine Wünsche sind endlich erfüllt, liebes Kind! Hier habe ich einen Brief von meinem Agenten in der Stadt. Eine Stelle für dich hat sich gefunden, und noch dazu bei einer reichen, adeligen Familie. Die Bedingungen, die man dir stellt, scheinen mir recht günstig und vortheilhaft für dich. Da ist der Brief — lies ihn selbst und erkläre dich dann, ob dir die Stelle genehm ist.“

Marie las und las wieder — die Bedingungen, welche ihr gestellt wurden, waren allerdings recht vortheilhaft und annehmbar, ein ansehnlicher Gehalt nebst freier Station wurde ihr zugesagt, und dabei sollte sie nur zwei Kinder, kleine Mädchen von sieben und neun Jahren, in Gegenständen unterrichten, die sie vollkommen inne zu haben glaubte. Und dennoch konnte sich Marie nicht über die Stelle freuen; sie zögerte, ihren Entschluß auszusprechen, und wäre jetzt gern bei der Tante geblieben. Das Leben als Erzieherin hatte auf einmal allen Reiz für sie verloren — es graute ihr vor den fremden Menschen, in deren Mitte sie treten sollte, und ein leises Bangen, ein Zweifel stieg in ihr auf, ob sie auch wirklich die Fähigkeit besitze, ihre

Kenntnisse Kindern beizubringen, die vielleicht nicht einmal Lust und eigenen Antrieb zum Lernen hatten.

Die Tante las in Marie's Seele, und mit scharfem Blicke erkannte sie jeden Gedanken, der sie mit Furcht und Zweifel erfüllte. Aber sie schien vollkommen gleichgültig dagegen. Marie hatte ihr schnöde und rücksichtslos den Stuhl vor die Thüre gestellt, und sie mochte nun den Versuch machen, ob man ihr anderswo, im fremden Hause, einen besseren und bequemeren anbieten werde. Die Tante wußte, daß sie nur ein Wort zu sprechen brauchte, um Marien für immer an sich zu fesseln — sie sah es Marien an, daß diese nur auf ein solches Wort lauerte — aber die Tante hütete sich wohl, ein solches Wort auszusprechen. Mochte das ungeberdige und launische Kind zusehen, wie sie in der fremden Welt unter den fremden Menschen, die sie der Tante vorgezogen, zurecht kam — mochte sie nun aus Erfahrung die Folgen kennen lernen, welche ihr Eigensinn und ihr launenhaftes Wesen verdienten. Mochte sie in die Schule des Lebens gehen und in dieser lernen, was ihr so sehr fehlte: Selbstbeherrschung, Demuth, Bescheidenheit und Genügsamkeit.

„Nun, gefällt dir der Platz nicht, der dir angeboten wird?“ fragte die Tante endlich, das lange Stillschweigen unterbrechend, welches Marie beobachtete. „Ich sollte meinen, den Ansprüchen, die ein so junges Mädchen wie du stellen kann, müsse er vollkommen genügen. Ich glaube nicht, daß sich in der nächsten Zeit etwas Besseres finden wird, und da es dir nun doch einmal nicht bei mir gefällt, so sollt' ich meinen, daß du mit beiden Händen zugreifen müßtest.“

„Ich weiß nicht, liebe Tante,“ entgegnete Marie

verlegen — „ja, ja, die Bedingungen wären schon recht — aber — die fremden Leute — ich fürchte mich — und am Ende — es wäre doch schlimm, wenn ich meine Stellung nicht ausfüllen könnte!“

„Du mußt es eben versuchen, mein Kind,“ erwiederte die Tante. „Wer A sagt, muß auch B sagen. Hättest das vorher überlegen sollen. Daß du zu fremden Leuten kommen würdest, hast du ja gewußt, und nicht allein das, du hast es ja auch gewünscht. Bei deiner Tante gefiel es dir doch nicht! Also nun keine Umstände mehr! Ich muß dir gestehen, daß mir dein bisheriger Müssiggang nicht gefällt, und freue mich aufrichtig, daß du nun endlich einen Wirkungskreis gefunden hast, der deinen Neigungen besser zusagt, als das Umhertreiben in Küche, Keller und auf den Feldern. Ja, wirklich, das freut mich sehr, und dir muß ja dieß träge Müssiggänger-Leben auch zur Last sein. Deine Sachen sind alle in Ordnung — wenn du sonst willst, kannst du schon morgen mit meinen Pferden nach der Stadt fahren, und dich von dort mit der Post an deinen Bestimmungsort begeben. Ja, das ist das Beste. Die Leute dringen auf deine baldige Ankunft, und es möchte böses Blut geben, wenn du sie lange auf dich warten ließest. Also packe deine Sachen vollends ein, mein Kind, und morgen früh soll der Wagen bereit stehen.“

„Ach, Tante!“ rief Marie in Thränen, und streckte flehend die Hände nach der Tante aus — „ach, ich muß dir sagen, daß ich . . .“

„Nun,“ fuhr die Tante fort, als Marie stockte — „doch wohl nicht, daß du die Stelle ausschlagen willst? Das wäre wirklich ein Leichtsinn, den ich keineswegs

dulden und ganz gewiß nicht billigen würde. Du mußt die Stelle annehmen, denn, gerade heraus, hier in meinem Hause dulde ich dich nicht länger, nachdem dir eine andere Zuflucht angeboten ist.“

Die Tante wußte sehr wohl, daß Marie keineswegs das sagen wollte, was sie ihr in den Mund legte; sie wußte recht gut, daß Marie im Begriff war, die Bitte auszusprechen, im Hause bleiben zu dürfen, und dieser Bitte suchte sie durch ihre Unterbrechung zuvor zu kommen, Marie sollte nicht bleiben, sie sollte fort, sie sollte aus Erfahrung kennen lernen, welcher Unterschied zwischen einer liebevollen Verwandten mit einem Herzen voll Wohlmeinung und Zärtlichkeit, und zwischen fremden Menschen besteht, deren Zuneigung, wenn sie überhaupt zu erlangen war, erst erworben werden mußte.

„Ach, liebe, gute Tante“ — fuhr Marie fort, indem ihr Thränen der Scham und des Schmerzes über die blaß gewordenen Wangen rollten — „das war es nicht, was ich sagen wollte — nein . . ach . . ich wollte, daß ich wieder bei dir bleiben dürfte!“

„Bei mir bleiben? Bei mir? Bei mir, deren Hilfe und Beistand du zurückgewiesen, deren Rathschläge und wohlgemeinte Ermahnungen du verschmähet hast?“ entgegnete die Tante mit verstelltem Erstaunen. „Ei, Gott behüte und bewahre, Kind! Das kann nicht dein Ernst sein! Und wenn auch — kein Gedanke daran, daß ich einen solchen thörichten Wunsch erfüllen würde! Das hieße ja nur, dich in deinem Eigensinn und deinen kindischen Launen bestärken! Nein, liebe Marie! Wir Beide, du und ich, haben unsere Rechnung abgeschlossen. Ich habe dir mein Haus und mein

Herz angeboten — du hast Beides verschmähet — und nun sind wir fertig. Daß ich eine Thörin wäre! In vier Wochen würdest du deine jetzige Laune gegen eine andere vertauscht haben, der Aufenthalt bei mir würde dir wieder unerträglich vorkommen, und ich müßte dann die ganze Komödie noch einmal mit dir durchspielen. Das sei ferne! Bei mir kannst du unter keiner Bedingung bleiben — weder jetzt, noch jemals. Meine Thür, die sich freudig vor dir aufthat, um dich zu empfangen, ist dir in Zukunft verschlossen. Das ist eine abgemachte Sache, Kind, und du mußt dir keine Mühe geben, daran etwas ändern zu wollen. Du hast deinen Willen, und damit Basta! Sieh' nun zu, wie weit du kommen wirst!"

Marie schluchzte laut und verbarg ihr Gesicht mit den Händen. „O Gott, wie unglücklich bin ich!" murmelte sie.

„Unglücklich? Warum denn?" fragte die Tante kalt. „Wenn der Mensch seinen freien Willen hat und seine Wünsche erfüllt steht, pflegt er doch sonst nicht unglücklich zu sein. Aber gleichviel — jedenfalls hast du gewollt, was gekommen ist, und die Folgen davon mußt du nun tragen. Geh' und packe deine Sachen ein. Morgen verläßt du mich, magst du nun dem Rufe folgen, der an dich ergangen ist, oder sonst wohin gehen. Meine Pflicht gegen dich habe ich erfüllt und damit Basta!"

Marie sah ein, daß die Tante unerschütterlich war, und entfernte sich aufgelöst von Schmerz und in Thränen gebadet. Die Härte der Tante schmerzte sie; aber obgleich sie sich über diese Härte sehr unglücklich fühlte, konnte sie sich doch nicht darüber beklagen. Ihr Be-

wußtsein sagte ihr, daß die Tante vollkommen in ihrem Rechte sei und gewiß keinen Vorwurf von ihr verdiene. Sie sah ein, daß sie nur sich selbst Vorwürfe machen und am wenigsten die Tante beschuldigen könne, die ihr so freundlich und liebevoll entgegen gekommen war, und deren Liebe sie so wenig zu würdigen gewußt, so undankbar und schnöde zurückgewiesen hatte. Alles Klagen und Weinen, alle zu späte Reue nützte nun nichts mehr. Marie mußte fort — ihres Bleibens war nicht länger im Hause — und nach kurzer Ueberleguug faßte sie endlich den in ihrer Lage einzig vernünftigen Entschluß, die ihr angetragene Stelle anzunehmen und am nächsten Morgen die Reise zu ihrem Bestimmungsorte anzutreten.

Sie packte ihre Sachen ein und war am andern Morgen zum Abschiede bereit, als rasselnd der Wagen der Tante vorfuhr, um sie aus dem Hause zu entführen, in dem sie eine so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Ein Dienstmädchen kam, um ihr Gepäck hinab zu tragen. Marie folgte ihr mit schwerem Herzen und trat zum letzten Male in das Wohnzimmer der Tante, um derselben Lebewohl zu sagen. Die Tante empfing sie ruhig und ohne einen Anschein von Betrübniß.

„Lebe wohl, Kind,“ sagte sie. „Gott gebe, daß es dir in deinen neuen Verhältnissen gut geht und dir's da besser gefällt, als bei mir. Das würde dir wenigstens eine Reue ersparen, die zu spät kommt, also nutzlos sein würde. Gott sei mit dir, Kind! Und höre, noch einen Rath will ich dir mit auf den Weg geben: „Sei demüthig und bescheiden!“ Das wird dir nicht nur recht wohl anstehen, sondern dir auch

manchen Vortheil bringen. Laune und Eigensinn passen nicht zu fremden Leuten, deren Brod man ißt! Und nun, Gott befohlen!“

„Tante, liebe Tante, und werde ich nie zu dir zurückkehren dürfen?“ fragte Marie schluchzend.

„I, warum denn nicht? Wenn du mich auf einen Tag oder ein paar besuchen willst, soll's mich freuen und wirst du immer willkommen sein,“ antwortete die Tante.

„Ach nicht so, nicht so,“ stammelte Marie. „Ich meine, auf immer, wenn ich mich unglücklich fühle, Tante!“

„Pah, das laß dir vergehen!“ entgegnete die Tante. „Wenn du unglücklich wirst, bist du selber dran schuld, und mußt dann auch sehen, wie du selber mit deinem Unglück zurecht kommst. Nein, Kind, auf mich mußt du nicht mehr rechnen! Du und ich, wir sind fertig mit einander!“

Die Tante blieb in der That ungerührt bei Marie's Thränen, und diese mußte endlich gehen. Sie wankte an den Wagen hinunter, setzte sich hinein, und in raschem Trabe flogen die Pferde mit ihr davon. Marie warf keinen Blick nach dem Hause zurück, in welchem sie so glücklich und zufrieden hätte leben können. Die Tante aber, die harte, kalte, theilnahmlose Tante, die Marien nicht nur unbarmherzig verstoßen, sondern ihr auch jede Rückkehr versagt hatte — die böse Tante stand am Fenster und schaute der enteilenden Nichte mit zärtlichen Blicken nach, so lange sie den Wagen mit den Augen verfolgen konnte. Als er in Gebüschen verschwand, legte sie die eine Hand auf das erbarmenlose Herz, mit der anderen fuhr sie

über die feuchten Augen und leise murmelte sie: „Lebe wohl, eigensinniges, launisches, und im Grunde des Herzens doch gutes und treffliches Kind! Möge die rauhe Welt dir eine gute Lehrmeisterin sein, möchtest du in der Schule des Lebens lernen, was dir allein fehlt: Demuth, Bescheidenheit und Sinn für stilles, häusliches Wirken!"

Fünftes Kapitel.

Die Gouvernante.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und hing ihren goldenen gluthfunkelnden Strahlenschleier über Himmel und Erde, als ein übel aussehender und gewiß sehr unbequemer alter Postwagen sich dem Parke näherte, welcher an das Schloß der Frau von Thorenberg stieß. In dem Postwagen saß Niemand, als ein junges Mädchen, deren bleiches Gesicht und abgespannte Züge verriethen, daß sie schon längere Zeit in dem Postwagen zugebracht haben mußte. Sie neigte sich aus dem niedergelassenen Fenster der alten Kutsche und schaute mit zugleich besorgten, ängstlichen und neugierigen Blicken die Gegend an, die sich vor ihr ausbreitete. Dicht vor ihr lag der Park, von grünen Wiesen eingefaßt, durch welche sich ein plätschernder Bach schlängelte. Ueber die Wipfel der Bäume hinweg ragten die Thürme eines Schlosses von alterthümlichem Aussehen, das sich auf einem Hügel erhob,

und hinter demselben zeigten sich bewaldete Berggipfel, die sich in blauer Ferne verloren. Die Gegend war hübsch und anmuthig, und der anfänglich traurige Blick des jungen Mädchens erheiterte sich, je länger er auf dem Parke, den Wiesen, dem Bache, dem Schlosse und den waldreichen Bergen verweilte.

„Hübsch ist es hier," murmelte das junge Mädchen. „Wenn die Bewohner des Schlosses nur halb so freundlich sind, als die Umgebung desselben, so wird sich's ganz angenehm hier leben lassen. Aber freilich, wer kann wissen, was ihm bevorsteht? Muth, Muth, ich werde ja sehen! Und wenn ich meine Pflicht gewissenhaft erfülle, so wird man mich nicht übel behandeln dürfen."

Obgleich sich das junge Mädchen selbst Muth einzusprechen versuchte, konnte sie doch einen langen Seufzer, welcher ihrer ungewissen Zukunft galt, nicht unterdrücken, und schrak ein wenig zusammen, als plötzlich der Postillon vor einem eisernen Thore anhielt und mit rauher gleichgültiger Stimme sagte: „He, Mamsell — hier ist der Eingang zum Parke — steigen Sie aus!"

Marie — denn sie war die Reisende — öffnete selbst den Wagenschlag und sprang hinaus, nachdem sie einige Kleinigkeiten, Sonnenschirm, Strickbeutel, Hut u. dgl. m. an sich genommen hatte. „Aber mein Gepäck?" fragte sie dann.

„Nur Geduld," erwiederte der Postillon. „Haben Sie Alles heraus genommen, was im Wagen lag?"

„Ja!"

„Wohl, so werde ich Ihnen Koffer und Reisetasche geben!"

Er stieg vom Bocke, öffnete den Wagenkasten, suchte die beiden, Marien gehörigen Gegenstände unter dem anderen Gepäck heraus und warf sie auf die Landstraße hin. Hierauf, nach kurzem Abschiede, bestieg er wieder seinen Kutschensitz, und ohne auf Marien zu hören, die ihn bat, wenigstens den schweren Koffer durch das Thor in den Park zu schaffen, peitschte er auf seine Pferde ein und fuhr in kurzem Trabe davon.

Da stand die arme Marie, allein, hilflos und verlassen, auf offener Landstraße neben ihrem Gepäck, das sie, besonders den schweren Koffer, nicht ohne fremde Hülfe von der Stelle schaffen konnte. Verlegen blickte sie umher, um irgendwo einen Menschen zu entdecken, der ihr Beistand leisten könne — aber die Landstraße, so weit sie dieselbe überblicken konnte, war leer und kein menschliches Wesen zeigte sich. Marien blieb nichts zu thun übrig, als sich auf den Koffer zu setzen und zu warten, bis der Zufall ihr eine hülfreiche Hand schicken würde — denn ohne Aufsicht konnte sie natürlich ihr Gepäck, das ihre ganze Habe enthielt, nicht auf freiem Felde stehen lassen.

„Wie rücksichtslos von Frau von Thorenberg!" murmelte Marie vor sich hin. „Ich schrieb ihr doch, daß ich heute mit dem Postwagen eintreffen würde — und da sie wissen muß, daß mich der Postwagen am Gatterthore absetzt, so konnte sie doch die Aufmerksamkeit haben, Sorge um mein Gepäck tragen und mich zurecht weisen zu lassen!"

Marie saß so eine ziemliche Weile. Die Sonne ging unter — das feurige Roth des Himmels erlosch und ging in graue Wolkenschatten über — die Dämmerung nahte rasch herbei — und noch immer war

Niemand gekommen, der dem verlassenen Mädchen hätte Beistand leisten können. Endlich vernahm sie den Schall menschlicher Stimmen aus der Ferne — sie näherten sich, und zwei Männer in bunter Livree kamen lachend und schwatzend auf Marie zugeschritten. Ohne auf sie zu achten, näherten sie sich dem Parkthore; Marie aber ging auf sie zu und bat, sie möchten die Güte haben, ihr beim Fortschaffen des Gepäckes behülflich zu sein.

„Und wohin soll es kommen?“ fragte Einer von den Leuten.

„In das Schloß,“ erwiederte Marie.

„In das Schloß? Und um Vergebuug, wer sind Sie?“

„Marie Seethal, die Gouvernante bei Frau von Thorenberg!“

„Ach so, die neue Mamsell, die drinnen erwartet wird,“ sagte der Mensch. „Na, ich wünsche, daß Sie's besser haben, als die Vorige! Aber geben Sie her den Koffer — Kollegen und Kameraden müssen einander beistehen, und da ich auch in das Schloß gehöre, so will ich Ihr Gepäck wenigstens in den Park schaffen, damit es nicht fortgeschleppt wird. Der Kutscher kann es nachher abholen.“

Er nahm den Koffer, trug ihn in den Park und verschloß das Thor, nachdem er auch Marien, die mit der Reisetasche folgte, eingelassen hatte. Innerhalb des Gatters warf er den Koffer ziemlich achtlos an die Erde und forderte Marien auf, ihn zu begleiten, da sie sich doch allein nicht zurecht finden würde.

„Aber mein Koffer!“ sagte Marie. „Wie leicht

könnte Jemand über das niedrige Gatter des Parks steigen und ihn wegholen!“

„Pah, es kommen nicht so viele Leute hier vorbei,“ erwiederte der Mensch. „Kommen Sie nur! Sie wollen nicht? Na, dann bleiben Sie dabei sitzen, bis Johann kommt. Aber ich sag' Ihnen voraus, daß Sie lange warten können, denn Johann ist der flinkste Bursche grade nicht!“

Mehr noch als vorhin fühlte sich Marie durch die Rücksichtslosigkeit der Frau von Thorenberg verletzt, die auch nicht die geringste Vorsorge zu ihrem Empfange getroffen hatte, obgleich sie doch so gut wie ihr Diener wissen mußte, daß die Landstraße wenig von Menschen belebt war. Doch tröstete sie sich noch mit der Annahme, daß die Frau vom Hause vielleicht nicht daheim sei, oder daß man ihre Befehle vernachlässigt habe, und legte dem Diener eine Frage in Bezug darauf vor.

„I, was denken Sie wohl, Mamsell!“ entgegnete der Mensch lachend. „So viel Umstände macht man hier im Hause nicht. Die gnädige Frau Jemanden herschicken, um Sie in Empfang zu nehmen? I, Gott behüte! Bilden Sie sich so etwas nicht ein! Wenn Sie die gnädige Frau erst kennen, werden Sie auf andere Gedanken kommen! Na, lassen Sie Ihr Gepäck nur liegen, es holt's Ihnen da Keiner weg — und gehen Sie nur mit uns — es wird bald dunkel und in der Finsterniß finden Sie sich nicht im Parke zurecht! Kommen Sie nur, Mamsell — kommen Sie!“

Nach kurzer Ueberlegung fand es Marie allerdings am gerathensten, den Dienern zu folgen, denn die Nacht ließ nicht mehr lange auf sich warten und der

Park war so groß, daß ein Fremder in der Dunkelheit gewiß Mühe hatte, sich darin zurecht zu finden. Sie ging also mit und erreichte mit Anbruch der Nacht das Schloß, dessen alterthümliche Thürme finster gegen den sternhellen Himmel abstachen. Sie trat mit den Dienern in das Schloß ein, und ersuchte Einen derselben, sie bei Frau von Thorenberg anzumelden.

„Das will ich wohl thun," erwiederte der Mensch — „das heißt, ich will es der Kammerjungfer Susanne sagen, und die kann Sie dann melden. Aber ich glaube nicht, daß Sie heute noch vorgelassen werden, denn wenn die Herrschaften einmal beim Thee sitzen, lassen sie sich nicht gern stören, und am wenigsten von Fremden."

„Aber betrachtet man denn auch mich als Fremde," sagte Marie erstaunt. „Eine Person, welcher man die Erziehung seiner Kinder anvertrauen will, pflegt man doch stets zur Familie zu rechnen."

„Nun, vielleicht später," antwortete der Diener. „Aber jetzt gewiß noch nicht! Sie werden's ja sehen, wenn ich Susannen rufe."

Der Mann ging und ließ Marien in einem dunklen Vorsaale stehen. Seufzend setzte sie sich auf einen Stuhl nieder und erwartete die Rückkehr des Dieners, welcher auch bald darauf mit Licht in Begleitung einer jungen Person erschien, die mit neugierigem Blicke Marien musterte und ihr eine kurze, doch höfliche Verbeugung machte.

„Louis sagt mir, daß Sie die gnädige Frau noch zu sprechen wünschen, Mamsell," sprach sie. „Ich will Sie recht gern anmelden, doch glaub' ich, wir unterließen es besser und verschöben es auf morgen. Sie

werden auch ermüdet von der Reise sein — gehen Sie lieber zur Ruhe."

„Auch das, wenn Sie meinen, daß es besser ist," sagte Marie. „Können Sie mir mein Zimmer anweisen?"

„Mein Himmel — Ihr Zimmer — daran hat kein Mensch gedacht!" rief Susanne aus. „Nein, das ist aber doch ein wenig arg von der gnädigen Frau. Da kann es freilich nichts helfen — ich muß hinein und anfragen, wo man Sie logiren soll, denn unmöglich kann man Ihnen das Zimmer Ihrer Vorgängerin anweisen, das drüben im anderen Flügel des Schlosses liegt. Da müßten Sie immer erst über den Hof hin und her Morgens und Abends, und zudem — in Ordnung ist es auch noch nicht gebracht. Warten Sie noch einen Augenblick, Mamsell — ich will nur die gnädige Frau fragen und komme sogleich zurück."

Susanne sprang davon, und kam erst einige Minuten nachher mit mürrischem Gesichte wieder.

„Das ist wirklich nicht hübsch von der gnädigen Frau!" sagte sie. „Ich soll Sie doch in das Zimmer Ihrer Vorgängerin führen. Es thut mir leid, liebe Mamsell — aber Sie sehen ein, ich kann es nicht ändern."

„Was für meine Vorgängerin gut war, wird es ja für mich auch sein," erwiederte Marie mit beklommenem Herzen, obgleich sie sich den Anschein der Gleichgültigkeit zu geben suchte.

„Nein, nein, man hat Unrecht, Ihnen ein solches Zimmer zu geben," sagte Susanne ärgerlich. „Mamsell Pauline mußte freilich dort logiren, weil wegen vielen Besuches kein Platz hier hüben war — aber

jetzt steht dieser ganze Flügel leer, und es kann mich ordentlich verdrießen, daß Sie noch über den Schloßplatz gehen sollen. Nun, es nützt nichts, sich zu beklagen! Trösten Sie sich damit, liebe Mamsell, daß wir Alle im Hause schlecht behandelt werden."

„Aber will mich Frau von Thorenberg denn wirklich heute Abend nicht mehr sprechen?" fragte Marie. „Es ist ja noch gar nicht so spät, und ich sollte denken, es müsse ihr daran gelegen sein, mich kennen zu lernen."

„Heute nicht mehr," erwiederte Susanne. „Die gnädige Frau hat sich's bereits bequem gemacht, und da kann sie sich vor keinem Menschen weiter sehen lassen, als vor ihrer Kammerjungfer. Kommen Sie, Mamsell! Ich werde Sie in Ihr Zimmer führen und wenigstens dafür sorgen, daß Ihnen das Nöthigste gebracht wird und Sie nicht hungrig zu Bette gehen müssen."

Susanne ging voran und Marie folgte ihr. Sie schritten über den finsteren Hof hinweg auf den alten Thurm zu, dessen Thüre unter dem Druck von Susannes Hand knarrend sich öffnete. Er ging eine Wendeltreppe hinauf, und dann öffnete Susanne eine zweite Thüre, die zu einem halbrunden nicht sehr großen Gemache führte, das nur nothdürftig möblirt war und überhaupt wenig Anmuthiges und Behagliches hatte. Eine Scheibe in dem engen und schmalen Fenster war sogar zerbrochen, und der Luftzug strömte so heftig herein, daß er beinahe Susanne's Licht ausgelöscht hätte.

„Da müssen wir uns vorsehen, merk' ich," sagte Susanne, indem sie den Leuchter auf den Tisch setzte

und schnell den Vorhang vor das Fenster fallen ließ. „So wird es gehen“ — fuhr sie fort, und hoffentlich logiren Sie nur diese eine Nacht hier. Machen Sie sich's bequem, liebe Mamsell. Legen Sie ab — ich will indeß wieder hinüber gehen und ein bischen Abendbrod besorgen. Dort die kleine Thür führt in Ihre Schlafkammer, wenn Sie etwa hinein gehen wollen. Uebrigens werde ich sogleich wieder hier sein.“

Susanne eilte davon, und mit ziemlich trostlosem Blicke schaute Marie ihr nach. Dann betrachtete sie seufzend ihre Umgebungen und schüttelte sehr betrübt und niedergeschlagen den Kopf.

„Hier soll ich bleiben?“ murmelte sie. „Aber dieß ist ja wirklich mehr die Zelle eines Gefangenen, als ein wohnliches Gemach! Man konnte sich fürchten, so unheimlich sieht es aus.“

Sie nahm das Licht und leuchtete umher. Von den Wänden des Zimmers war an mehreren Stellen der Kalk abgefallen — Spinnen hatten ihr graues Gewebe in den Ecken ausgespannt, und der Staub lag so dicht auf den wenigen und höchst armseligen Möbeln, die in den Winkeln und an den Wänden umherstanden, daß man sehr leicht den Schluß ziehen konnte, daß seit vielen Wochen keine säubernde Hand hier thätig gewesen war. Marie hoffte, das Schlafzimmer werde vielleicht gemüthlicher sein und öffnete die Thür zu demselben. Aber eine noch größere Unordnung begegnete hier ihren Blicken. Das Bett, in welchem ihre Vorgängerin geschlafen hatte, war noch nicht wieder in Ordnung gebracht worden, und außer demselben befand sich nichts in dem Kämmerchen, als ein alter Tisch am Kopfende des Bettes, und ein

Stuhl am Fußende desselben. Auf dem ersteren stand noch ein schadhaftes Waschbecken mit schmutzigem Wasser. Alles bewies, daß seit der Abreise von Mamsell Pauline Niemand den alten Thurm und seine Gemächer betreten hatte.

„Dieser Empfang, diese Aufnahme, diese Wohnung versprechen nicht viel Gutes," seufzte Marie, indem sie unwillkührlich einen Vergleich zwischen ihrem früheren Logis bei der Tante und dem gegenwärtigen anstellte. Dort war Alles freundlich, sauber, bequem und gemüthlich gewesen, wogegen hier Alles unheimlich, widerwärtig und ekelhaft war. Ziemlich trostlos kehrte Marie in das Wohnzimmer zurück, sank auf einen Stuhl nieder, senkte ihr Köpfchen auf die Brust und hing traurigen Gedanken nach, bis Susanne zu ihr zurückkehrte. Sie brachte etwas Butterbrod und kalten Braten mit.

„Das ist Alles, was ich auftreiben konnte," sagte sie. „Nicht wahr, wenig genug in Betracht, daß ich so lange ausgeblieben bin. Aber ich wollte gern noch einen frischen Ueberzug über Ihr Bett haben, und das hielt mich auf. Leider konnte ich trotz allem Zureden keinen bekommen. Die gnädige Frau meinte, für eine Nacht würde der alte schon noch einmal gehen und man könne in später Nacht nicht mehr so viele Umstände machen. Sehen Sie, so ist sie in Allem! Die gnädige Frau behandelt uns, als wenn wir nichts Besseres wären, als Staub unter ihren Fußsohlen! Nun, man gewöhnt sich am Ende an Alles. Essen Sie, liebe Mamsell! Ich habe da ein großes Leintuch mitgebracht, das will ich indeß über Ihr Bett breiten, damit Sie sich wenigstens darauf legen können. Sie

decken sich dann mit Ihrem Mantel zu, und da die Nächte zum Glück nicht sehr kalt sind, wird es für eine Nacht wohl gehen."

Marien war zwar aller Appetit vergangen und sie hätte lieber geweint als gegessen, um aber Susannen nicht zu betrüben, die es so gut mit ihr zu meinen schien, zwang sie sich ein Butterbrödchen zu verzehren. Aber so schlecht hatte ihr im ganzen Leben noch nichts geschmeckt. Jeder Bissen quoll ihr im Munde, und sie mußte sich recht zusammen nehmen, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Endlich kam Susanne aus der Kammer zurück und erschrak, als sie das betrübte Antlitz Marie's bemerkte, die noch immer mit ihren Thränen kämpfte.

„Ach Gott, liebe Mamsell, wie sehen Sie aus!" rief sie ihr zu. „Nun ja freilich, es ist kein Wunder, daß man sich über einen solchen Empfang, wie er Ihnen zu Theil geworden ist, eben nicht freuen kann. Aber lassen Sie sich's nicht so sehr zu Herzen gehen! Sie wissen ja, wie vornehme Leute sind! Selbstsüchtig und rücksichtslos gegen Alles, außer sich selbst, und besonders kaltherzig, gleichgültig und launisch gegen ihre Dienerschaft. Sie werden ja das auch schon erfahren haben!"

„Ach ja, das hab' ich erfahren an mir selbst," entgegnete seufzend Marie, und gedachte der Zeit, wo sie eben so launisch, kaltherzig, gleichgültig und selbstsüchtig ihrer Dienerschaft gegenüber gewesen war, wie Frau von Thorenberg jetzt gegen sie. „Ich weiß es wohl, wie es in vornehmen Häusern zugeht, und —" setzte sie leise hinzu, so leise, daß Susanne ihre Worte nicht verstand — „ich darf mich am wenigsten

beklagen, denn mir wird jetzt nur vergolten, was ich an Anderen ausgeübt habe.

„Nun aber, sehen Sie," fuhr Susanne fort, „man gewöhnt sich am Ende an solche Behandlung und macht sich zuletzt nichts mehr daraus. Nehmen Sie's kaltblütig, liebe Mamsell! Was nicht zu ändern ist, das muß man mit leichtem Sinne tragen. Und nun gute Nacht! Das Licht will ich Ihnen hier lassen, ich finde den Weg auch so schon! Und hören Sie, fürchten Sie sich nicht, wenn es etwa Nachts Lärm gibt. Es sind nur Katzen und Eulen, die mitunter einen gräulichen Spektakel im alten Thurme machen. Gefahr ist weiter nicht dabei. Und noch eins — morgen früh um neun Uhr sollen Sie zur gnädigen Frau kommen, sie hat's mir noch expreß aufgetragen, als ich die Bettwäsche von ihr verlangte."

„Ich werde bereit sein," erwiederte Marie. „Aber mein Koffer und meine Reisetasche? Hat man sie wohl aus dem Parke abgeholt?"

„Ich weiß nicht, ich will fragen!" sagte Susanne. „Man soll Ihnen Beides morgen früh bringen. Und nun noch einmal: Gute Nacht!"

Sie eilte die Treppe hinunter und ließ Marien allein mit ihren traurigen Gedanken und Empfindungen. Und in der That, sehr traurig waren ihre Gedanken und Empfindungen. Welch ein Abstand zwischen ihrer früheren Lage und der jetzigen. Selbst bei der Tante war sie ja im Vergleich zu hier wie im Himmel gewesen. Nimmermehr hätte sie gedacht, daß man sie, die Erzieherin der Kinder des Hauses, so rücksichtslos vernachlässigen könne! Sie war freilich in früherer Zeit auch launisch und unfreundlich gegen ihre

Umgebung gewesen, aber doch war dieselbe niemals so übel behandelt und so gänzlich vernachlässigt worden, wie sie am ersten Abende ihrer Ankunft. In dem Schlosse ihres Vaters hatte man doch immer wenigstens den äußeren Anstand beobachtet und dafür gesorgt, daß die Wohnung und die sonstigen Bedürfnisse, namentlich der Gouvernante, geziemend eingerichtet wurden. Aber hier! Marie würde Anstand genommen haben, der geringsten Dienerin im Schlosse einen solchen Aufenthalt anzuweisen, und nun mußte sie, die verwöhnte und verzärtelte Grafentochter, damit fürlieb nehmen!

Schon jetzt bereute Marie bitterlich, daß sie ihre Tante so schnöde behandelt und verlassen hatte, und mit tausend Freuden würde sie zu ihr zurückgekehrt sein, wenn sie hätte darauf hoffen dürfen, von derselben freundlich wieder aufgenommen zu werden. Aber darauf durfte sie sich keine Rechnung machen, denn die Tante hatte zu bestimmt und deutlich erklärt, daß von einer Wiederkehr niemals die Rede sein könne. Marie mußte also aushalten, sie mußte nun zusehen, wie sie im Strome der Welt zurecht kommen würde, nachdem sie leichtsinnig und ohne Bedacht sich in die Strudel derselben gestürzt hatte.

Marie verbrachte eine unruhige Nacht. Sie legte sich zwar auf das Bett und versuchte einzuschlafen, um im Schlummer alle die trüben und finsteren Gedanken zu vergessen, die wachend auf sie einstürmten — aber es wollte ihr nicht gelingen, einen festen und ruhigen Schlaf herbei zu rufen. Kaum eingeschlummert, wurde sie wieder von bösen Träumen oder von dem Geschrei und Geheul der Katzen und Eulen auf-

geweckt, und als endlich der Morgen dämmerte, fühlte sie sich noch trauriger, gedrückter und abgespannter, als am Abend vorher. Sie stand auf und kleidete sich an. Bei Tage erschien ihr Zimmer noch unheimlicher und unwohnlicher, als gestern beim Schimmer des Lichtes. Alle Mängel desselben fielen noch greller in's Auge, und selbst die Aussicht aus dem Fenster, dessen erblindete und schmutzige Scheiben kaum einen Durchblick gestatteten, bot ihr keinen Ersatz. Als sie den Fensterflügel öffnete, um hinaus zu schauen und frische Luft zu schöpfen, fiel ihr Blick auf das Dach eines gegenüber liegenden Gebäudes, das jede Aussicht in die Ferne völlig verhinderte. Unwillig schloß sie das Fenster wieder, warf sich auf einen Stuhl, stützte den Kopf in die Hand und stellte Betrachtungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an, die wenig dazu beitragen konnten, ihre trübe Stimmung zu erheitern.

Gegen neun Uhr kam Susanne, um sie aufzufordern, zur Frau von Thorenberg zu kommen, welche sie erwarte und zu sprechen wünsche. Marie zeigte sich natürlich bereit, sogleich der Einladung Folge zu leisten, nur wünschte sie vorher ihren Koffer zu haben, um nicht in ihren Reisekleidern erscheinen zu müssen, deren bestäubtes und zerknittertes Aussehen nicht dazu geeignet war, einen angenehmen Eindruck auf die Frau vom Hause hervorzubringen.

„Ja, mein Gott, der Koffer!“ rief Susanne aus. „Hat man ihn denn noch nicht gebracht?“

Sie lief hinaus, um danach zu sehen — er war wirklich noch nicht da.

„Dann hilft es nichts, Sie müssen mitkommen, wie Sie gehen und stehen, liebe Mamsell,“ sagte Susanne. „Die gnädige Frau liebt es gar nicht zu warten. Kommen Sie nur — das Ausbleiben des Koffers entschuldigt ja Alles!“

„Nein, so gehe ich nicht, so kann ich nicht gehen!“ erwiederte Marie. „Ich müßte mich ja über mich selbst schämen, und was sollte wohl Frau von Thorenberg von mir denken, wenn ich mich in diesem Anzuge ihr vorstellte. Bitte, gute Susanne, entschuldigen Sie mich bei der gnädigen Frau und sorgen Sie dafür, daß mein Koffer gebracht wird.“

„Nun, ich will das recht gern thun,“ entgegnete Susanne — „aber, glauben Sie mir, Mamsellchen, Sie würden besser thun, wenn Sie meinem Rathe folgten. Doch wie Sie wollen! Johann soll auf der Stelle nach dem Koffer sehen.“

Mit flinken Schritten eilte Susanne davon, es verging aber doch eine halbe Stunde, ehe der Koffer gebracht wurde, und eine andere halbe Stunde, bis Marie das Nöthigste ausgepackt und sich neu angekleidet hatte. Jetzt endlich trat sie mit klopfendem Herzen den schweren Weg zu Frau von Thorenberg an, welche gewiß mit Ungeduld ihrer Ankunft entgegen sah. Susanne führte sie in das Zimmer derselben — Marie sah eine ältliche, blasse Dame auf einem Armstuhle im Fensterbogen sitzen, machte eine tiefe Verbeugung, und wollte eben eine Entschuldigung wegen ihres verspäteten Kommens aussprechen, als die scharfe, schneidende Stimme der Frau von Thorenberg sie derselben überhob.



„Treten Sie näher, Mamsell!“ sagte die gnädige Frau, die übrigens sehr ungnädiger Laune zu sein schien. „Ich muß mich sehr wundern, daß Sie mich so lange warten ließen! Ich liebe das nicht — meine Dienstboten müssen flink auf dem Platze sein!“

Marie wurde bleich und roth über diese harte und rücksichtslose Anrede, und tief verletzt fühlte sie sich darüber, daß sie, die Gräfin Marie von Seethal, so ganz ohne Umstände zu den Dienstboten gezählt wurde. Sie hatte gehofft, jedenfalls mit Achtung behandelt, wo nicht gar als Freundin des Hauses aufgenommen zu werden, und nun wurde sie mit Kammermädchen und Bedienten in Eine Linie zusammengestellt. Scham und Entrüstung schnürten ihr die Kehle zusammen und machten sie so verwirrt, daß sie kein Wort der Erwiederung finden konnte.

„Haben Sie mich verstanden, Mamsell?“ fuhr die gnädige Frau fort. „Künftig müssen Sie flinker zur Hand sein, wenn ich Ihnen einen Befehl ertheile, oder wir sind geschiedene Leute. Ich bezahle gut, also kann ich auch erwarten, gut bedient zu werden.“

„Aber — gnädige Frau“ — stammelte Marie endlich — „ich konnte nicht früher kommen — man hatte mir meinen Koffer nicht gebracht — im Reise-Anzuge konnte ich doch nicht . . .“

„Ach was, Reise-Anzug oder nicht,“ fiel Frau von Thorenberg scharf ein — „Sie brauchen nicht wie eine Prinzessin zu gehen! Ich liebe das nicht, und es schickt sich auch nicht für eine dienende Person, daß sie besser gekleidet geht, als ihre Herrschaft. Mit solchen seidenen Fähnchen dürfen Sie mir künftig nicht kommen — haben Sie mich verstanden?“

Marie wußte nicht, was sie sagen sollte — sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und mußte sich an der Lehne eines Stuhles festhalten, um nicht umzusinken. Sie hatte sich, ihrer Meinung nach, sehr einfach angezogen, ihr bescheidenstes Kleidchen hervorgesucht und keinerlei Schmuck angelegt, und doch wurde sie nun des übertriebenen Luxus beschuldigt, wie er sich für eine d i e n e n d e Person nicht gezieme.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau," erwiederte sie, indem sie sich mühsam zu fassen suchte — „mein Anzug ist so einfach wie möglich, und ich wüßte in der That nicht, was daran zu ändern wäre. „Ueberdieß" — fuhr sie mit festerer Stimme fort, denn das unhöfliche und rücksichtslose Benehmen der Frau von Thorenberg fing an ihren Stolz zu reizen und sie zu erbittern — „überdieß, da Sie einmal diesen Punkt berührt haben, so muß ich Ihnen ganz offen sagen, daß ich mir in Bezug auf meine Kleidung nichts vorschreiben lasse, indem ich schon selbst darauf sehen werde, daß sie immer so beschaffen ist, wie es sich für ein anständiges und sittsames Mädchen geziemt. Wenn Sie sehen, daß ich meine Pflichten gegen Ihre Kinder vernachlässige, dann, gnädige Frau, mögen Sie mich tadeln und mir Vorwürfe machen — bis dahin aber erlauben Sie mir wohl, nur mich selbst zu Rathe zu ziehen, insofern es sich um Gegenstände handelt, die mit meinem Amte als Erzieherin nichts zu schaffen haben."

Die gnädige Frau machte ein sehr ungnädiges Gesicht, runzelte die Stirn, kniff die Augen zusammen und erwiederte scharf: „Nun, wahrhaftig, eine solche Frechheit von einem Dienstboten ist mir denn doch

noch nicht vorgekommen! Halten Sie Ihre Zunge im Zaume, Mamsell, oder wir werden schwerlich bei einander bleiben."

„Wenn das eine Drohung ist, die mich einschüchtern soll, so verfehlt sie gänzlich ihren Zweck," antwortete Marie stolz und mit blitzendem Auge. „Hätte ich ahnen können, daß Sie mich wie einen gewöhnlichen Dienstboten behandeln würden, wäre Ihnen meine Gegenwart ganz sicher erspart worden. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, gnädige Frau, daß Ihr Verfahren ein völlig unwürdiges ist. Auf solche Weise handelt man nicht gegen ein junges Mädchen, das man dazu berufen hat, den Kindern des Hauses eine Lehrerin und Freundin zu sein. Ich verlange die Achtung von Ihnen, die mir gebührt, und wenn Sie mir dieselbe verweigern, so werde ich augenblicklich Ihr Haus wieder verlassen!"

„Ja, wenn Sie nicht wenigstens auf ein Vierteljahr gebunden wären," entgegnete Frau von Thorenberg mit höhnischem Spotte. „Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Sie durch die Polizei zurückholen lassen kann, wenn Sie sich einfallen lassen, ohne meine Erlaubniß von hier fort zu gehen. Das kann ich und werd' ich thun, Mamsell, verlassen Sie sich darauf. Und nun wollen wir doch sehen, ob Ihre Leistungen die großen Ansprüche, die Sie machen, und den hohen Ton, den Sie annehmen, rechtfertigen. Fangen Sie Ihre Lehrstunden an — sogleich — ich werde meine Kinder rufen lassen."

Die gnädige Frau klingelte und befahl Susannen, welche auf den Ruf erschien, die Kinder zu holen. „Ich werde beim Unterrichte immer gegenwärtig sein,"

wendete sie sich dann wieder zu Marie. „In diesem Zimmer werden Sie die Lectionen ertheilen. Morgens um acht Uhr fangen Sie an und lehren bis elf Uhr — dann machen Sie mit meinen Kindern einen Spaziergang bis ein Uhr, wobei Sie dieselben in der französischen und englischen Conversation üben werden; hierauf begeben Sie sich zu Tische, und um zwei Uhr beginnen die Lectionen wieder bis fünf, worauf Sie meinen Kindern Gesellschaft leisten werden, bis dieselben zu Bette gehen, was in der Regel um neun Uhr Abends geschieht."

Marien schwindelte der Kopf. „Aber, gnädige Frau, bei dieser Einrichtung würde ich nicht eine einzige Stunde des Tages für mich selbst benutzen können," rief sie aus. „Es kann unmöglich Ihr Ernst sein, mich in solcher Weise zu fesseln! Bedenken Sie doch, daß ich auch Zeit bedarf, um mich auf die Lectionen vorzubereiten, wenn dieselben wirklich Nutzen bringend für Ihre Töchter sein sollen."

„Das ist Ihre Sache," sagte Frau von Thorenberg kurz. „Für nichts und wieder nichts gebe ich das schwere Geld für eine Gouvernante nicht aus. Haben Sie sich vielleicht eingebildet, Mamsell, daß Sie nach Gefallen dem Müssiggange würden fröhnen können?"

„Nein, ein solcher Gedanke ist nicht einen Augenblick lang in meine Seele gekommen," erwiederte Marie. „Ich bin hierher gereist mit dem ernsten und festen Entschlusse, alle meine Obliegenheiten mit der größesten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen — habe mir aber freilich nicht denken können, daß ich neben meiner Stellung als Gouvernante auch noch die eines Kinder=

mädchens einnehmen müsse. Was Sie von mir fordern, ist eine Dienstbarkeit, die ärger als Sclaverei und völlig unerträglich sein würde."

„Was da, Redensarten," erwiederte die gnädige Frau — „bloße Redensarten, um Ihre Trägheit zu bemänteln. Damit kommen Sie bei mir nicht durch. Wie der Lohn, so die Arbeit! Ich werfe mein Geld nicht weg, sondern will etwas haben dafür. Also werden Sie thun, was von Ihnen verlangt wird, und damit Basta!"

Marie war im Innersten empört über die Rohheit und Gemeinheit, die ihr hier so unverhüllt entgegentrat, und hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten und einen Schein von Fassung zu bewahren. Doch sah sie ein, daß sie sich fügen müsse und setzte ihre letzte Hoffnung auf die Kinder, welche vielleicht liebenswürdiger und freundlicher, als ihre Mutter waren. Sie gab keine Antwort, sondern wartete ungeduldig auf die Ankunft ihrer Zöglinge. Nach einigen Minuten hörte sie Schritte im Vorzimmer und lautes Geplauder — die Thür sprang auf und zwei kleine Mädchen im Alter von neun und zwölf Jahren traten ein. Sie warfen einen neugierigen Blick auf Marie, gingen dann aber ohne Gruß an ihr vorüber auf die Mutter zu, der sie die Hand küßten und guten Morgen wünschten.

„Ist das die neue Gouvernante, Mutter?" fragte hierauf die jüngere der beiden Mädchen in schnippischem Tone. „Die ist ja noch so jung — bei der werden wir auch nicht viel lernen.

„Nun, wir werden ja sehen, Kind," erwiederte die Mutter und wendete sich dann zu Marie, indem sie

sagte: „Dieß sind meine Töchter, Ihre Zöglinge. Hier Auguste, und hier Eulalie. Ich hoffe, daß Sie sie mit der Rücksicht behandeln werden, die ihnen als meinen Töchtern zukommt. Kein Scheltwort und keine Strafen, bitt' ich mir aus. Die Kinder sind gut und artig, wenn man sie auf angemessene Weise behandelt, und sollte dennoch einmal ein Verweis nöthig sein, so werde ich selbst ihnen denselben ertheilen. Hört Ihr, Kinder? Sobald Euch Unrecht geschieht, so kommt Ihr zu mir. Ich werde es nie dulden, daß man Euch etwas zu Leide thut."

„Ja, ja, Mutter, wir wissen es ja," sagte Auguste. „Du brauchst nicht zu denken, daß wir vor der Neuen Furcht haben; vor der so wenig, wie vor der Alten!"

„O Gott, das sind traurige Aussichten, die mir da eröffnet werden," seufzte Marie in sich hinein, machte aber doch einen Versuch, sich den Kindern zu nähern und wo möglich ihr Vertrauen zu gewinnen. Mit ihrem freundlichsten Lächeln streckte sie ihnen die Hände entgegen und sagte: „Kommt, liebe Kleinen, wir wollen einander recht lieb haben und recht fleißig sein, damit Eure Mutter sich über uns freuen kann! Wenn Ihr nur halb so viel guten Willen habt, wie ich, so wird Alles vortrefflich gehen und wir werden bald die besten Freundinnen sein."

„Freundinnen?" erwiederte Eulalie, die bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte — „Freundinnen? Sie und wir? Das wäre ja etwas ganz Neues! Wir wählen unsere Freundschaften nicht unter dem Dienstpersonal."

Marie wurde bleich bei dieser Demüthigung, die ihren Stolz auf's Tiefste verletzte, und die sie am

wenigsten von einem Kinde erwartet hatte. Unwillkührlich stieg ihr eine Thräne in's Auge und sie mußte sich abwenden, um sie vor den neugierigen Blicken ihrer Schülerinnen zu verbergen. Aber die naseweise Auguste sprang rasch zu ihr hin, bemerkte die Thräne, und brach in ein helles, lautes Gelächter aus.

„Die Mamsell weint!“ rief sie spöttisch. „Nun, weiter fehlt doch nichts! Wenn sie um solche Kleinigkeit schon anfangen will, dann werden wir's später vor lauter Thränen gar nicht aushalten können.“

„In der That, Mamsell, Ihr Betragen ist geradezu lächerlich,“ nahm die gnädige Frau das Wort. „Auf diese Weise wird es Ihnen schwerlich gelingen, sich bei meinen Kindern in Respekt zu setzen.“

„Komische Person!“ fügte Fräulein Eulalie höhnisch hinzu.

„Aber dieß ist unglaublich!“ sagte Marie, bei der die innere Entrüstung über das unzarte Benehmen dieser Leute wieder die Oberhand über das Gefühl der erlittenen Kränkung gewann. „Ein solches Betragen von so jungen Kindern ihrer Erzieherin und Lehrerin gegenüber kann doch unmöglich von der eigenen Mutter geduldet werden!“

„Und warum nicht, Mamsell?“ entgegnete Frau von Thorenberg spöttisch. „Geben Sie doch den Kindern keine Veranlassung, sich über Sie lustig zu machen! Wenn Sie sich unpassend benehmen, Sie, die den Kindern zum Vorbilde dienen sollen, dann ist es doch wahrhaftig etwas sehr Natürliches, daß die Kleinen ihre Bemerkungen darüber machen. Hier ist in der That Niemand zu tadeln, als Sie allein.“

„Wohl denn,“ erwiederte Marie, „wenn Sie es

tadelnswerth finden, daß ich den Kindern, die mir anvertraut werden sollen, freundlich entgegenkomme, um mir ihr Vertrauen, ihre Liebe und Zuneigung zu erwerben, dann habe ich kein Wort mehr zu sagen, denn ein jedes würde in den Wind gesprochen und verloren sein. Uebrigens sehe ich, daß ich hier völlig überflüssig bin und nicht die geringste Hoffnung hegen darf, mich irgendwie nützlich zu machen. Erlauben Sie daher, gnädige Frau, daß ich mich aus Ihrem Hause wieder entferne. Wo man einer Lehrerin, einer Erzieherin nicht mit der Achtung begegnet, die ihr wichtiger und schwerer Beruf verdient, da kann ihr Wirken auch nicht segensreich sein. Geben Sie mir meinen Abschied, gnädige Frau, und ich werde heute noch Ihr Haus verlassen!“

„Daß ich eine Närrin wäre, wie Sie sind,“ erwiederte Frau von Thorenberg schroff und kalt. „Sie haben einmal die Stelle in meinem Hause angenommen, und werden also Ihre Obliegenheiten erfüllen, bis das Quartal abgelaufen ist. Ich bitte, keine unnützen Redensarten mehr! Wir haben schon zu viele Zeit damit verloren. Da ist der Tisch mit den Büchern und hier sind die Kinder. Beginnen Sie den Unterricht auf der Stelle.“

Marie, ob ihr gleich das Herz bebte vor Entrüstung über ein so wegwerfendes Betragen, konnte doch weiter nichts thun, als gehorchen. Sie unterdrückte ihr empörtes Gefühl und rang nach Fassung, die ihr jetzt vor Allem nothwendig war, damit sie sich beim Unterrichte keine Blöße gab, welche ohne allen Zweifel ein Anlaß zu neuen Kränkungen gewesen wäre. Mit schwerem Herzen aber gesammelten Geistes begann

sie ihr schwieriges Geschäft, doppelt schwierig unter den obwaltenden Verhältnissen, die ihr von vornherein Mutter und Kinder feindselig gegenüber stellten. Dennoch ging Alles besser, als sie selbst geglaubt hatte. Da sie sich ganz darauf beschränkte, eben nur zu lehren, und ihre Aufmerksamkeit vollständig auf die Lehrgegenstände richtete, so gab sie weder ihren Zöglingen, noch der Mutter derselben Veranlassung zu beißenden oder spöttischen Bemerkungen, und die Mittagsstunde kam heran, ohne daß Marie von Neuem beleidigt und gekränkt worden wäre.

„Jetzt ist's genug," unterbrach Frau von Thorenberg die Lection — „wir gehen zu Tische! Sie, Mamsell, werden mit den Uebrigen speisen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und die Kinder, ohne Gruß und Abschied, folgten ihr auf dem Fuße. Marie blieb überrascht und bestürzt zurück.

„Mit den Anderen speisen?" fragte sie sich selbst. „Mit wem denn?" Sollte sie denn nicht mit am herrschaftlichen Tische Platz nehmen? Sollte ihr das Essen auf ihr Zimmer gebracht werden? Angenehm war das freilich nicht — indeß, an der Gesellschaft der gnädigen Frau und ihrer Töchter verlor sie im Grunde nicht allzuviel, und fast war es ihr lieb, wenigstens eine Stunde allein und ungestört bleiben zu können. Eben war sie im Begriff, sich in ihr Zimmer zu verfügen, als Susanne kam und sie aufforderte, zu Tische zu kommen.

„Wohin denn?" fragte Marie. „Wo soll ich denn essen?"

„Nun, mit uns, Mamsellchen — mit der Dienerschaft — hat es Ihnen denn die gnädige Frau nicht

gesagt?“ erwiederte Susanne. „Wundern Sie sich darüber? Es ist nie anders bei uns gewesen, die Gouvernanten haben immer mit uns zusammen am Tische gegessen!“

Marie stand erstarrt. Also dahin war es mit ihr gekommen, daß man sie, die hochgeborne Gräfin Seethal, an den Gesindetisch verwies, wo sie mit Kutscher und Köchin in Gesellschaft speisen sollte. Diese Demüthigung traf sie härter, als alles Vorhergegangene. Ihre Wange wurden bleich, und sie mußte die Zähne auf einander beißen, um einen Ausruf der Entrüstung und des Schmerzes zu unterdrücken. Ihr erster Gedanke war: „Hier bleib’ ich nicht länger — nicht eine Stunde mehr!“ aber gleich darauf erinnerte sie sich der Drohung, die Frau von Thorenberg zu ihr gesprochen hatte, der Drohung, sie im Nothsall durch die Polizei zurückholen zu lassen, wenn sie vor der Zeit aus dem Hause gehen würde, und in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, sank sie in einen Stuhl.

„I du mein Gott, liebes Mamsellchen, was haben Sie denn?“ rief Susanne erschrocken aus. „Grämen Sie sich so sehr darüber, daß Sie in unserer Gesellschaft speisen sollen? Thun Sie doch das nicht! Wir wissen schon, daß wir Ihnen mehr Respekt schuldig sind, als uns gegenseitig, und Sie können sich darauf verlassen, daß kein böses Wort zu Ihnen gesagt wird. Glauben Sie mir, es ist besser bei uns, als bei der Herrschaft, die Ihnen nur die Bissen in den Mund zählen würde! Ach Gott, ach Gott, was Sie schluchzen! Ja, ja, sie haben sich Alle darüber gewundert, die Mamsells, daß sie nicht besser, wie wir Dienstboten, behandelt werden, aber nachgrade haben

sie sich doch daran gewöhnt. Und Sie werden sich schon auch gewöhnen, Mamsellchen, wenn Sie erst sehen, daß wir nicht so schlimm sind, als Sie vielleicht denken. Kommen Sie, kommen Sie, Mamsellchen, und verderben Sie sich den Appetit nicht durch Weinen."

„Nein, laß mich, gute Susanne" — erwiederte Marie schluchzend. „Ach, du weißt nicht, wie tief ich gedemüthigt worden bin! Ich kann, kann das nicht thun! Das Herz würde mir brechen vor Scham und Reue!"

Sie brach von Neuem in ein krampfhaftes Weinen aus, und schluchzte so heftig, daß der gutmüthigen Susanne angst und bange dabei wurde.

„Ei Herr Jesus, Herr Jesus," sagte sie — „nehmen Sie sich's doch nicht gar so sehr zu Herzen, liebes Mamsellchen. I du meine Güte, was machen wir denn da? Wissen Sie was — ich trage Ihnen das Essen auf Ihre Stube! Ja, das will ich thun, und dann sind Sie wenigstens allein und brauchen sich nicht zu schämen! Ja ja, ich muß selber sagen, daß es sich gar nicht schickt, Sie mit Kutscher und Bedienten an ein und denselben Tisch zu setzen, und die Herrschaft könnte wohl ein bischen mehr Rücksicht nehmen. Nun, lassen Sie's gut sein, Mamsellchen! Ich decke auf Ihrer Stube für Sie, und das soll ein Wort sein! Geschwind kommen Sie!"

Der Vorschlag Susannens sagte Marien so sehr zu, daß sie ihn mit der herzlichsten Dankbarkeit annahm. Die gnädige Frau von Thorenberg brummte zwar darüber, als sie von der neuen Einrichtung hörte, und ließ einige Worte fallen von albernem Hochmuthe,

von Eigenmächtigkeiten, die gar nicht am Platze wären und sich für Dienstboten nicht schickten, von Dünkel und Ueberhebung und dergleichen mehr — da aber Marie nicht darauf einging und eine Miene annahm, als ob sie gar nicht danach hin höre, so beruhigte sich endlich die gnädige Frau und mischte sich weiter nicht in die Sache. Es blieb bei der getroffenen Anordnung, und Susanne sorgte gewissenhaft dafür, daß für Marie regelmäßig in ihrer Stube gedeckt wurde.

Dieß war eine große Annehmlichkeit für das arme junge Mädchen, welches sich in ihren neuen Verhältnissen sehr unglücklich fühlte — aber es war auch die einzige, die ihm zu Theil wurde. Kein Tag verging, wo Marien nicht irgend eine bittere Kränkung von Seiten der Frau von Thorenberg oder ihrer Zöglinge zugefügt worden wäre, und sie mußte ihre ganze Seelenstärke aufbieten, um dabei nicht alle Ruhe und Besonnenheit zu verlieren. So viele Mühe sie sich gab, den Anforderungen, welche ihr Beruf an sie stellte, gewissenhaft Genüge zu leisten, konnte sie es dennoch weder der Mutter noch den Kindern recht machen, und mußte vielfach Tadel hinnehmen, wo sie, wenn auch nicht Lob und Dankbarkeit, so doch wenigstens Anerkennung ihres redlichen Strebens erwartet hatte. Da ihr am Tage keine Zeit übrig blieb, so benutzte sie die Nächte, um sich auf die Lectionen des folgenden Tages vorzubereiten, und nicht selten schimmerte noch lange nach Mitternacht der röthliche Strahl ihrer Lampe durch das kleine Fenster ihres Thurmzimmers. Ihre Gesundheit litt unter diesen fortwährenden Kümmernissen und geistigen Anstrengungen, ihre rosige Wange erbleichte, und ihr sonst helles und

strahlendes Auge wurde matt und trübe von vergossenen Thränen — aber weder ihr redliches Mühen, noch ihr sichtbarer, nagender Kummer verschafften ihr im Hause der Frau von Thorenberg die Schonung oder Theilnahme, deren sie wirklich bedurfte. Im Gegentheil — man verspottete und verhöhnte sie wegen ihres leidenden Aussehens, und mäkelte an jedem Worte, das sie über die Lippen brachte. Keine Stunde ruhiger, stiller Freude wurde der armen Marie zu Theil, und mit brennender Reue, mit heißen Thränen blickte sie auf die Zeit zurück, welche sie bei der Tante zugebracht hatte. Wie gern, ach, wie gern wäre sie zu derselben zurückgekehrt, wie gern hätte sie jetzt die leichten und angenehmen Geschäfte besorgt, die ihr früher so sehr zuwider gewesen waren. Aber diese Reue kam zu spät — sie durfte keine Hoffnung hegen, daß die Tante sie wieder bei sich aufnehmen würde — diese Zuflucht, die sie so schnöde von sich gestoßen, war ihr durch eigene Schuld auf immer verschlossen worden. Dazu kam, daß Marie, je mehr sie von dem Uebermuthe, den Launen und Unarten ihrer Zöglinge leiden mußte, desto öfter der Vergangenheit im Hause ihres Vaters gedachte, wo sie selbst nicht minder launenhaft und rücksichtslos gegen ihre Umgebung gewesen war. Sie mußte sich zugestehen, daß ihre jetzigen Leiden eine Art von Vergeltung, eine Strafe des Schicksals seien, und konnte sich nicht mit dem Bewußtsein trösten, daß sie schuldlos an den Schmerzen und Kümmernissen sei, welche die Gegenwart ihr im Uebermaße brachte. Es geschah ihr nur, was sie früher Andern gethan hatte, und die Betrachtungen, die sie darüber anstellte, verstärkten noch das schmerzliche Ge-

fühl ihrer Reue, und waren ein neuer herber Tropfen in dem ohnehin schon so bitteren Kelche ihrer Leiden.

Allmählig wurde indeß Marien die Lage, in der sie sich befand, trotz allen Vorsätzen, sie ruhig zu erdulden, dennoch ganz unerträglich. Die immer und immer wiederholten Beleidigungen und Kränkungen, die sie hier wenigstens nicht verdient zu haben glaubte, reizten sie endlich zum Widerstande auf, und eines Tages, als Frau von Thorenberg wieder einmal die Lauge ihres Spottes über sie ausgoß, klappte sie ihre Bücher zu, stand von dem Tische auf, an welchem sie ihren Zöglingen Unterricht ertheilte, und näherte sich mit funkelnden Augen und gerötheten Wangen ihrer Quälerin.

„Gnädige Frau,“ sagte sie mit fester Stimme — „ich habe bis zu diesem Augenblicke Alles von Ihnen ertragen, zu jeder Ungerechtigkeit, Zurücksetzung und Kränkung geschwiegen, weil ich mich der Hoffnung hingab, es würde mir endlich gelingen, durch ernste und strenge Pflichterfüllung, wenn auch nicht Ihr Wohlwollen und Ihre Zuneigung, so doch Ihre Achtung zu gewinnen. Ich sehe aber täglich mehr, daß ich mich hierin getäuscht habe, und werde von jetzt an einen anderen Weg einschlagen. Und somit erkläre ich Ihnen, daß ich Ihre Ungerechtigkeiten nicht länger dulde. Bei dem ersten kränkenden Worte, das Sie mir wieder in Gegenwart meiner Zöglinge, Ihrer Töchter, sagen, werde ich die Lektionen schließen und mich auf mein Zimmer begeben, wie ich es jetzt, in diesem Augenblicke, thun werde. Ich habe mich Ihnen nicht als eine Sklavin verkauft, deren Gefühle man nach Gefallen unter die Füße treten kann. Wenn ich

meine Pflicht erfülle, so thue ich Alles, was von mir gefordert werden kann, und ich darf dagegen erwarten, daß man mir mit der Achtung begegnet, die man jedem Menschen, der nicht von seinen Pflichten abweicht, schuldig ist. Ich verlange diese Achtung von Ihnen, und wenn Sie mir dieselbe verweigern, so werde ich mich wenigstens Ihren empörenden Mißhandlungen zu entziehen suchen."

Frau von Thorenberg blickte ganz erstaunt das junge Mädchen an, das bisher, geduldig wie ein Lamm, Alles ertragen hatte, und jetzt auf einmal einen so hohen Ton annahm. Ihr Erstaunen verwandelte sich aber schnell in einen gränzenlosen Zorn, der wie ein Gewitter über die arme Marie herein brach.

„Unverschämte, naseweise Person," rief sie aus, „wie können Sie sich erdreisten, eine solche Sprache gegen mich zu führen. Sie stehen in meinem Lohn und Brod, und werden mir wahrhaftig nicht vorschreiben, wie ich meine Dienstboten zu behandeln habe. Auf der Stelle setzen Sie sich hin und fangen Ihre Lektionen wieder an oder ich jage Sie noch in dieser Stunde aus dem Hause. Fort an den Schreibtisch, oder da ist die Thür!"

„So will ich die Thür suchen," erwiederte Marie, die im Voraus auf den Sturm gefaßt war und sich daher nicht einschüchtern ließ. „Sie selbst haben mir die Wege gewiesen und damit unseren Vertrag aufgelöst. Ich gehe, um nicht zu Ihnen zurück zu kehren. Leben Sie wohl!"

„Gut, gut, packen Sie sich!" schrie die gnädige Frau hinter ihr drein. „Wenn Sie sich aber einbil=

den, daß Sie Lohn für die Zeit bekommen werden, die Sie hier zubrachten, so täuschen Sie sich!"

„Ich verzichte darauf und schenke Ihnen, was Sie mir schuldig sind," entgegnete Marie stolz und verließ das Zimmer.

Die Scheltworte der Frau von Thorenberg und ihrer Töchter schallten hinter ihr drein, ohne aber irgend einen Eindruck auf Marien zu machen. Sie fühlte sich glücklich darüber, das Joch, welches ihr Herz wund gedrückt hatte, mit einem Rucke abgeschüttelt zu haben. Fest entschlossen, auf der Stelle das Haus zu verlassen, wo sie so viele Kränkungen und Demüthigungen erdulden müssen, kam sie auf ihrem Zimmer an, und ging ohne Verzug an das Geschäft, ihre Sachen einzupacken. In weniger als einer Stunde war sie damit fertig, aber jetzt mußte sie auch darüber nachdenken, wohin sie sich wenden sollte. In der ersten Hast und Aufregung ihrer gereizten Leidenschaft hatte sie eben nur das eine Ziel im Auge gehabt, erst die drückenden Ketten abzustreifen, die sie an den Dienst der Frau von Thorenberg fesselten. Jetzt erst, nachdem ihr dieß gelungen war, überlegte sie die nächsten Folgen des entschieden gethanen Schrittes, und erblickte sich nun plötzlich in einer Verlegenheit, für die sie keine passende Abhülfe finden konnte. Wohin sollte sie gehen? Der Wohnsitz der Frau von Thorenberg lag ziemlich entfernt von anderen bewohnten Orten, und bis zu dem nächsten Dorfe waren immer noch zwei gute Stunden. Marie kannte noch dazu weder Weg noch Steg dahin, ja, sie wußte nicht einmal den Namen des Dorfes. Wenn sie selbst auch schlimmsten Falls den Weg zu Fuß zurücklegen konnte, so blieb

immer noch die Verlegenheit übrig, wie sie ihr Gepäck fortschaffen sollte. Und wenn auch dieses Hinderniß beseitigt wurde — wohin sollte sie von dem Dorfe aus, wo sie natürlich nicht bleiben konnte, sich wenden? Sie stand so allein, so jung, so unerfahren in der Welt da — keinen Menschen hatte sie, den sie um Rath und Beistand hätte bitten können — und wieder, und schmerzlicher, als jemals, bereute sie die unbesonnene Laune, die sie aus dem Hause der Tante, ihrer natürlichen Beschützerin, getrieben hatte.

„Was für ein thörichtes, albernes Geschöpf bin ich gewesen!“ seufzte sie, indem sie mit trost- und rathlosem Blicke ihr Gepäck betrachtete, und durchaus nicht wußte, was sie damit anfangen sollte.

Da kam endlich Hülfe in der Noth in der Gestalt Susanne's, die mit freundlichem Blicke in das Zimmer trat und Marien gutmüthig die Hände entgegen streckte.

„Ach, liebes Mamsellchen, was haben Sie gemacht?“ rief sie aus. „Knall und Fall wollen Sie fort aus dem Hause? Ich bin so erschrocken, daß ich mich noch gar nicht fassen kann, aber ich sehe wohl, Sie machen Ernst, denn Ihre Sachen sind ja schon gepackt und Alles fertig! Wohin wollen Sie denn gehen, Mamsellchen?“

„Ja, wenn ich das wüßte, gute Susanne,“ erwiederte Marie. „Vor allen Dingen nur erst fort von hier — wohin, gilt mir ganz gleich.“

„Wissen Sie was, gehen Sie zu Försters hinüber,“ sagte Susanne. „Das Haus liegt nur ein halb Stündchen von hier im Walde und der Weg ist gar nicht zu fehlen. Die Frau Försterin ist eine herzensgute

Frau — ich kenne Sie wohl, sie ist meine Muhme — und wird sie gern aufnehmen und Ihre Sachen von hier abholen lassen. Grüßen Sie sie nur schön von mir — aber sagen Sie nicht, daß ich Sie hingewiesen habe, denn wenn das die gnädige Frau erführe, würde ich ohne Umstände aus dem Dienste gejagt. Ein Glück, daß sie nicht hier ist! Sie ist mit den Fräulein Töchtern spazieren gefahren, und ich bin recht froh darüber, denn ich dachte mir gleich, daß ich Ihnen wohl nützlich werden könnte. Ja, ja, gehen Sie zu Försters, da sind Sie am besten aufgehoben, und zwei Mal in der Woche fährt dicht am Hause die Post vorbei, mit der sie dann weiter reisen können. Vielleicht besuch' ich Sie auch noch einmal, wenn ich mich auf ein Stündchen wegstehlen kann. Gehen Sie nur ganz ruhig — Ihre Sachen werd' ich in Obacht nehmen und dem Boten übergeben, wenn er kommt. Folgen Sie mir, Mamsellchen — ich begleite Sie bis an die Waldecke, von wo Sie das Försterhaus schon liegen sehen und nicht mehr fehlen können."

Marie zögerte nicht, dem wohlgemeinten Rathe Susanne's zu folgen, und war ihr herzlich dankbar, daß sie sich ihrer so freundlich annahm. Bei der Waldecke angelangt, wollte sie Susannen ein Geschenk überreichen, aber diese wies es fast empfindlich zurück und beschämt mußte Marie ihr Geld wieder einstecken.

„Gutes Geschöpf!" murmelte sie, als Susanne nach herzlichem Abschiede in das Schloß zurückkehrte, während sie selbst dem Jägerhause zuschritt — „gutes Geschöpf! Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mädchen aus so geringem Stande so viel Freundlichkeit und Herzensgüte besitzen könnte! Die arme Betty war viel-

leicht eben so gut, und doch, wie oft habe ich sie übel behandelt und meine böse Laune an ihr ausgelassen! Ach, mir geschieht eigentlich schon recht, daß Andere eben so rauh und rücksichtslos gegen mich sind, wie ich selbst es früher gegen Andere war. Wenn ich jene Zeiten zurückrufen könnte, wie ganz anders würde ich verfahren! Ja, ja, der Himmel straft mich, aber er straft gerecht."

Marie erreichte ungefährdet das Försterhaus, und fand daselbst ganz die gute Aufnahme, die ihr Susanne versprochen hatte. Einige Tage verweilte sie bei den braven Förstersleuten und begab sich dann in die nächste Stadt, um sich von dort aus nach einer anderen Stelle als Erzieherin umzusehen. Was konnte sie weiter thun, nachdem ihr das Haus der Tante verschlossen war? Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als, trotz der gemachten üblen Erfahrung auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort zu schreiten.

Sechstes Kapitel.

Aus dem Regen in die Traufe.

Obgleich es scheinen könnte, als ob Marie's dünkelhafter und launenvoller Charakter durch die erlittenen Schicksale bereits eine vollkommene Umwandlung erfahren hätte, war dieß dennoch keineswegs vollständig der Fall. Ein Rest von dem alten Sauerteige war immer noch übrig geblieben, und zwar ihr wunder-

licher Stolz, der Stolz auf ihre vornehme Geburt, der um so lächerlicher erscheinen mußte, als sie doch nach dem Verluste ihres Reichthumes von freien Stücken ihren Grafentitel abgelegt hatte. Dieser thörichte Stolz äußerte sich besonders darin, daß sie keine Stelle iu einem bürgerlichen Hause annehmen wollte. Sie fand den Gedanken unerträglich, daß sie, die hochgeborne Gräfin, sich herbeilassen sollte, Kinder niedrig geborener Eltern zu unterrichten, während sie doch hätte bedenken sollen, daß ihre jetzige Stellung keineswegs der Art war, um überspannten Ansprüchen zur Rechtfertigung zu dienen. Gleichwohl schlug sie, in der Stadt angekommen, wo sie sich in ein Gasthaus eingemiethet hatte, mehrere recht annehmbare Stellungen aus, die ihr durch einen geschickten Agenten angeboten wurden, und erklärte geradezu, daß sie nur in einem vornehmen Hause eine Stelle annehmen würde, eine Erklärung, welche den Agenten nicht wenig in Erstaunen versetzte.

„Aber was können Sie mehr verlangen, mein liebes Fräulein," sagte er, „als einen guten Gehalt, eine gute Behandlung und eine freundliche Aufnahme bei achtungswerthen Leuten? Ob vornehm oder nicht, das bleibt sich am Ende doch völlig gleich. Und im Allgemeinen — diese Versicherung kann ich Ihnen geben, — werden Sie sich in einem bürgerlichen Hause wohler befinden, als in einer vornehmen Familie. Dort betrachtet man Sie mehr als eine Gefährtin und Freundin — während Sie hier, seltene Fälle ausgenommen, nur als eine Dieuerin angesehen werden. Ich kenne das — es liegt in den Verhältnissen und ich bin weit entfernt, damit etwa einen Vorwurf gegen

die Vornehmen und Reichen aussprechen zu wollen. Sie können nicht anders verfahren, selbst wenn sie den guten Willen dazu hätten — ihre Stellung, ihre Verhältnisse zu Anderen verbieten es. Folgen Sie meinem Rathe, und nehmen Sie an, was sich Ihnen bietet. Da ist der Amtmann Wilhelmi — er sucht eine Erzieherin für seine einzige Tochter, ist ein höchst humaner und liebenswürdiger Mann, stellt die annehmbarsten Bedingungen — Sie können nichts Besseres thun, als mit beiden Händen zugreifen — ich kenne die ganze Familie, und Ihre Vorgängerin hat sich sehr glücklich dort gefühlt — nehmen Sie die Stelle an und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie es nicht bereuen und auch nichts Besseres finden werden!"

„Aber er ist ein Bürgerlicher," erwiederte Marie eigensinnig. „Nein, nein, ich will lieber warten — früher oder später findet sich doch etwas Passenderes, und ich habe nun einmal einen Widerwillen dagegen, in ein bürgerliches Haus zu gehen."

„Nun, wie Sie wollen, wie Sie wollen," entgegnete der verständige und wohlmeinende Agent. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und ich will nur hoffen und wünschen, daß Sie nicht eines Tages bereuen müssen, auf Ihrem Kopfe bestanden zu haben. Wenn ich von einer Stelle höre, die Ihnen zusagen dürfte, werde ich Sie benachrichtigen."

Marie ging, und die Stelle beim Amtmann Wilhelmi empfing ein anderes junges Mädchen, das sich sehr glücklich pries und nie Ursache hatte, Klage zu führen oder Reue zu empfinden. Marie wartete indeß und lebte von dem kleinen Reste ihres geretteten Vermögens. Noch hatte sie Geld und Geldeswerth

genug, um ohne Sorge Monate lang warten zu können, und sie redete sich ein, daß sie recht klug und vorsichtig handele, wenn sie nicht die erste beste sich darbietende Gelegenheit ergriffe, ein Unterkommen zu finden.

So vergingen einige Wochen in Hoffen und Harren, bis endlich eines Tages der Agent kam, und mit lächelndem Gesicht Marien begrüßte.

„Nun, Fräulein, jetzt habe ich vielleicht gefunden, was Sie wünschen,“ sagte er — „eine Stelle bei einer Fürstin — freilich ein bischen weit von hier, in Rußland, nahe bei Moskau — aber auch vierhundert Rubel Gehalt, Ersatz der Reisekosten, freie Station und die schönsten Versprechungen rücksichtsvoller, gütiger Behandlung. Gefällt Ihnen der Platz, so will ich Sie vorschlagen und zweifle nicht, daß Sie die Zusage erhalten werden.“

Der Vorschlag kam Marien so übel nicht vor. Einer Fürstin zu dienen, dazu konnte sich ihr thörichter Stolz schon verstehen, und die übrigen Bedingungen hatten viel Verlockendes. Freilich schreckte sie anfänglich vor der weiten Entfernung und dem fremden Lande zurück — aber was fesselte sie denn an die Heimath und den väterlichen Boden? Von ihrer Tante war sie doch gewissermaßen verstoßen, an ihre übrigen Verwandten fesselte sie kein Band der Liebe oder nur Anhänglichkeit, und Moskau lag doch am Ende auch nicht außer der Welt. Ihr Entschluß war schnell und ohne sonderliche Prüfung gefaßt.

„Wie viele Kinder und von welchem Alter sollen mir übergeben werden?“ fragte sie.

„Nur eine Tochter von fünfzehn Jahren," erwiederte der Agent — „und man erwartet, daß sie der jungen Fürstin Feodora eben so sehr Gesellschafterin und Freundin, wie Erzieherin und Lehrerin sein werden."

Nun, das war ja gerade, was Marie wünschte. Ohne den Agenten zu ersuchen, erst noch genauere Erkundigungen über die Familie der Fürstin W . . . ., den Charakter und die Eigenschaften ihrer Tochter und die Verhältnisse im Allgemeinen einzuziehen, erklärte sie sich bereit, die Stelle anzunehmen und die weite Reise nach dem Innern von Rußland anzutreten.

„Wohlan, so wären wir ja im Reinen," sagte der Agent. „Nur eine einzige Bedingung würden Sie noch eingehen müssen, nämlich die Verpflichtung, Ihre Stelle vor Ablauf von drei Jahren nicht wieder aufzugeben. Mir scheint die Bedingung insofern nicht unbillig, als die beträchtlichen Reisekosten einen öfteren Wechsel der Erzieherinnen nicht wünschenswerth für die Fürstin W . . . . machen können — obgleich auf der anderen Seite die Verpflichtung auch wieder sehr lästig für Sie werden kann, im Falle Sie sich in der Stellung bei der Fürstin nicht behaglich fühlen sollten. Drei Jahre, mein liebes Fräulein, sind eine lange Zeit, wenn man die Tage und die Stunden zählen muß, und ich möchte Ihnen daher rathen, doch vorher recht sorgfältig zu überlegen, ob Sie sich Kraft genug zutrauen, auch etwaigen unangenehmen Verhältnissen die Spitze zu bieten und Unvermeidliches mit Gelassenheit und Geduld zu ertragen."

Marie stutzte ein wenig bei dieser gewiß sehr wohl-

gemeinten und angemessenen Erinnerung — dennoch ging sie ziemlich leichtfertig darüber hinweg. „Was kann mir groß Uebles geschehen," erwiederte sie nach kurzem Nachdenken. „Meine Pflichten und Obliegenheiten werde ich pünktlich zu erfüllen trachten, und dann wird alles Uebrige sich von selbst finden. Schlimmsten Falls sind drei Jahre keine Ewigkeit — und ich meine, ich will es wagen, die Stelle anzunehmen."

„Nun, wie Sie wollen," entgegnete der Agent. „Heute noch soll mein Schreiben abgehen, und in spätestens vier Wochen kann Nachricht zurück sein. Halten Sie sich nur bereit, liebes Fräulein, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß man Sie annehmen wird."

Der Agent täuschte sich nicht. Noch vor Ablauf der bezeichneten vier Wochen traf die Nachricht ein, daß man der baldigsten Ankunft Marie's entgegen sehe und wünsche, daß sie unverzüglich die Reise antreten möge. Beigefügt waren zweihundert Rubel Reisegeld und der unterschriebene Kontrakt, der Marien auf drei Jahre verpflichtete. Auch sie unterschrieb ihn, übergab ihn den Händen des Agenten, und traf sodann ihre Anstalten zur Reise, die, da Alles vorbereitet war, nur wenig Zeit erforderten. Ehe sie jedoch die deutsche Heimath auf so lange Zeit verließ, schrieb sie noch zwei Briefe, den einen an ihre Tante, welche sie von ihrer neuen Stellung benachrichtigte, und einen zweiten an den Gerichtsrath Werner, dem sie ihren künftigen Aufenthaltsort mit dem Gesuche mittheilte, ihr dahin zu schreiben, wenn er ihr etwa Nachrichten mitzutheilen habe. Der Brief an die Tante war herzlich und liebevoll. Marie dankte darin für alle Freund-

lichkeit und Güte, die sie von der Tante genossen hatte, sprach ihre Reue aus, früher so undankbar gegen sie gewesen zu sein, und bat endlich, daß ihr die Tante, wenn auch kein Plätzchen in ihrem Hause, so doch ein Winkelchen in ihrem Herzen offen erhalten möge. Beide Briefe sendete sie mit der Post ab und bestieg dann selbst den Eilwagen, der sie in die weit entlegenen Ebenen von Rußland führen sollte.

So lange Marie sich noch auf deutschem Boden befand, war ihre Reise ziemlich angenehm und die kleinen Beschwerden und Unannehmlichkeiten ließen sich ertragen. Hier begegnete ihr noch heimische Sitte und heimische Sprache. Ganz anders aber und viel unbequemer und lästiger fand sie es, als sie das deutsche Land verließ und über die weiten öden Flächen Rußlands dahin rollte. Alle Behaglichkeit hörte hier auf. Die Wagen wurden schlecht, die Wege zuweilen holprig, zuweilen grundlos — dichte Wälder, düster und unheimlich, bedeckten unabsehbar die Ebene — mancherlei Entbehrungen mußteu ertragen werden, indem die Straße zuweilen ganze Tage lang kein Dorf, geschweige denn eine Stadt berührte, und Marie auf den einzelnen Poststationen nichts zu genießen vorfand, als höchstens eine Tasse Thee und elendes Schwarzbrod — und zu alledem kam noch die Unkenntniß der russischen Sprache, welche eine jede Verständigung mit den Postillonen unmöglich machte. Die arme Marie mußte unterwegs Hunger und Durst leiden, mit dem schlechtesten Nachtquartier vorlieb nehmen und hatte nicht einmal den Trost, ihre Leiden und Uebel einem Anderen klagen zu können, sondern sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, Alles über ihr Haupt ergehen zu

lassen und still und stumm auch das Schlimmste zu ertragen. Oft seufzte sie: „Ach, wär' ich lieber in Deutschland geblieben!“ wenn sie auf den holprigen Wegen im Wagen, der nicht einmal gepolsterte Sitze hatte, hin und hergestoßen wurde, und manche Anwandlung von Reue mußte sie gewaltsam unterdrücken, um sich das Herz nicht gar zu schwer zu machen. Doch waren alle diese kleinen Leiden nur vorübergehend, und es blieb ihr immer der Trost, daß die unangenehme Reise nicht ewig dauern konnte, sondern nach einigen widerwärtig verlebten Tagen ihr Ende erreichen müsse. Diese Tage wurden ihr freilich sehr lang, aber die Stunden schwanden zuletzt doch dahin, und endlich erreichte sie Moskau, von wo sie nur noch eine halbe Tagreise bis zum Wohnsitze der Fürstin W . . . . zurück zu legen hatte.

Marie fühlte sich durch die vielen Strapatzen und die mancherlei Entbehrungen, die sie unterwegs hatte erdulden müssen, so angegriffen und erschöpft, daß sie einige Tage in Moskau zu verweilen beschloß. Sie stieg in einem Gasthause ab, das ihr unterwegs von einem Reisenden empfohlen worden war, und benutzte die Zeit, die sie sich zur Erholung vergönnte, zu Spaziergängen durch die alte, merkwürdige Stadt, wo ihr so vieles Neue und Interessante zustieß, daß sie nicht müde wurde, sich darin umzusehen. Eines Tages trat sie in einen Putzladen ein, um einige Kleinigkeiten einzukaufen, und bemerkte hier eine sehr prächtig gekleidete, vornehm aussehende Dame, welche mit der Besitzerin des Putzladens in einer lebhaften Unterhaltung begriffen war. Das Gesicht der Dame kam ihr bekannt vor, doch konnte sie sich nicht gleich besin=

nen, wo sie es schon gesehen haben mochte. Sie wendete sich an eine Verkäuferin, verlangte und erhielt die Gegenstände, welche sie mitzunehmen wünschte, und war eben im Begriff, den Laden wieder zu verlassen, als die erwähnte Dame zufällig einen Blick auf sie warf, und mit der lebhaftesten Ueberraschung auf sie zueilte.

„Mein Gott, Gräfin Marie!“ rief sie aus und drückte herzlich die Hände des jungen Mädchens — „Sie sind es, Gräfin Marie von Seethal, ich kann mich nicht täuschen! Kennen Sie mich nicht mehr? Blicken Sie mich nur recht an!“

„Ich weiß wirklich nicht,“ erwiederte Marie unsicher und verlegen — „ich erinnere mich wohl Ihrer Züge — aber es ist wohl nur eine zufällige Aehnlichkeit, denn ich kann mir kaum denken, daß Sie, so prächtig gekleidet, meine frühere . . . nein, nein, nein, ich träume wohl nur!“

„Sie können sich nicht denken, daß ich Ihre frühere Erzieherin bin?“ entgegnete die Dame lächelnd. „Und doch, Sie irren sich nicht, Gräfin Marie! Ja, ja, blicken Sie mich nur recht genau an — ich bin Antonie, vor zwei oder drei Jahren noch Gouvernante und jetzt die Frau des Generals G . . . . Nicht wahr, das Glück hat mich begünstigt? Ich bin auch, Gott sei Dank, sehr glücklich, und . . . aber das kann ich Ihnen nicht hier erzählen! Steigen Sie mit mir in meinen Wagen und begleiten mich in meine Wohnung! Dort wollen wir plaudern, und auch Sie müssen mir erzählen, wie Sie aus Ihrer Heimath so weit hierher gekommen sind! Nicht wahr, Sie begleiten

mich, meine liebe Gräfin? Ich lasse keine Einrede gelten, kommen Sie, kommen Sie!“

In der That, obgleich Marie dem Zusammentreffen mit Antonie lieber ausgewichen wäre, da sie sich vor ihrer ehemaligen Gouvernante ihrer jetzigen Lage schämte, so konnte sie doch dem Drängen der Generalin nicht widerstehen, und stieg mit ihr in den prächtigen Wagen, der draußen vor der Thüre ihrer Ankunft harrte.

„Nach Haus!“ rief Antonie dem Diener zu, welcher ehrerbietig den Schlag öffnete und den Damen hinein half, — und in raschem Trabe flogen die vier vogelschnellen Rappen, die vor den Wagen gespannt waren, durch die Straßen davon, bis sie nach wenigen Minuten vor einem palastartigen Hause still hielten.

„Dies ist mein Haus, liebe Gräfin,“ sagte Antonie zu Marie. „Ich freue mich außerordentlich, daß ich Sie darin bewirthen kann. Geschwind kommen Sie!“

Marie machte große Augen. Ueberall strahlte ihr Glanz, Pracht und Fülle des Reichthums entgegen. Durch mehrere glänzend ausgeschmückte Gemächer und Säle wurde sie von Antonien endlich in ein kleines Kabinet geführt, welches mit der ausgesuchtesten Pracht die ausgesuchteste Bequemlichkeit vereinigte.

„Dieß ist mein Zimmerchen, wo wir ganz ungestört sind, liebe Gräfin Marie!“ sagte Antonie, indem sie von Neuem zärtlich ihren Gast umarmte. „Bitte, machen Sie sich's bequem — setzen Sie sich — so — und nun erzählen Sie geschwind, was Sie hierher nach Moskau gebracht hat. Ich bin erstaunlich neugierig, wie Sie sehen!“

„Und ich nicht minder,“ entgegnete Marie. „Mein

Schicksal ist sehr bald erzählt — aber lassen Sie mich erst das Ihrige hören, liebe Antonie! Ich bin so erstaunt, überrascht nnd betroffen von Allem, was ich sehe, daß mir zu Muth ist, als ob ich träumte."

„Nun freilich, der Abstand meiner jetzigen Lage gegen die frühere ist nicht gering," antwortete Antonie, „und doch hat sich Alles ganz einfach und natürlich gestaltet. Als ich Ihr Schloß verließ, ging ich erst nach Berlin, woselbst Ihr Herr Vater mir eine angenehme Stellung verschafft hatte, und dort lernte mich die Generalin G . . . . kennen. Sie bat mich, ihr nach Moskau zu folgen und die Erziehung ihres Töchterchens Olga zu übernehmen. Meine damalige Prinzipalin, die Schwester der Generalin, redete mir ebenfalls zu, die Stelle nicht auszuschlagen, und ich ging vor drei Jahren mit nach Rußland. Wenige Monate nach unserer Ankunft in Moskau starb die Generalin. Ich wollte in Folge dessen das Haus verlassen, aber General G . . . . drang mit so inständigen Bitten in mich, seine kleine Olga nicht zu verlassen, daß ich dem gütigen und durch den Verlust seiner Gattin so gebeugten Manne nicht noch weitere Sorge verursachen wollte und seinen Wünschen nachgab. Ich blieb also, und zwei Jahre später bot mir der General Herz und Hand an — ein Geschenk, das ich um so weniger zurückwies, als mein Gemahl der beste, trefflichste, gütigste Mann ist. Wir leben sehr glücklich mit einander, und noch nie hat dieses Glück auch nur die geringste Störung erlitten. Sehen Sie, liebe Gräfin, das ist der einfache Verlauf meiner Schicksale! Aber nun erzählen auch Sie geschwind,

was Sie bewogen hat, die weite und beschwerliche Reise nach Moskau zu unternehmen."

„Die Nothwendigkeit!" erwiederte Marie mit niedergeschlagenen Augen. „Ach, liebe Antonie, mir ist es nicht so gut ergangen, wie Ihnen, und die Hand, welche Sie erhoben hat und auf den Gipfel des Glücks gestellt, hat mich von seiner Höhe herabgeworfen und in den Staub hinab gebeugt. Wir haben unsere Stellungen gewechselt, liebe Antonie. Sie sind reich und vornehm geworden, was ich war, und aus mir hat das Schicksal gemacht, was Sie gewesen sind: eine Gouvernante, die im fremden Lande, im fremden Hause, unter fremden Menschen ihr Brod verdienen muß."

Antonie war eben so sehr erstaunt als betrübt, und drang in Marie, Alles zu erzählen, was sie seit dem Tode ihres Vaters erlitten und erduldet hatte. Mit herzlicher Theilnahme beklagte sie das Schicksal der armen jungen Gräfin und bot ihr bereitwillig allen Beistand an, den zu leisten in ihren Kräften stehe. Marie dankte dafür, indem sie ja für den Augenblick versorgt sei und eine sehr vortheilhafte Anstellung gefunden habe.

„Und bei wem," fragte Antonie. „Ich kenne viele Familien hier und in der Umgegend, und kann Ihnen vielleicht wenigstens einen guten Rath ertheilen."

Marie nannte die Fürstin W . . . ., und Antonie erschrak so heftig, daß Marie ihre Bewegung augenblicklich bemerkte.

„Was ist mit ihr?" fragte sie rasch und hastig Antonien. „Kennen Sie die Fürstin? O gewiß! Ihr Erschrecken hat Sie verrathen! Bitte, liebe Antonie,

sagen Sie mir offen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe!“

Antonie schwieg einige Augenblicke und ergriff dann theilnehmend Marie's Hand, indem sie sagte: „Es thut mir herzlich leid, daß ich Ihnen nicht viel Gutes und Tröstliches über die Verhältnisse mittheilen kann, in die Sie eintreten werden. Die Fürstin selbst ist keine böse Frau, aber leider ist sie oft sehr kränklich und dann soll kaum mit ihr auszukommen sein. Ihre Tochter Feodora wird für ein hübsches, freundliches Kind gehalten — aber doch mag sie wohl auch ihren Dünkel und ihre Launen haben. Indeß, was diese Beiden anbetrifft, so fürchte ich weniger für Sie, meine liebe Marie, denn bei all ihren Schwächen und Fehlern soll die Fürstin doch eine gutmüthige Dame sein, die, wenn sie Jemanden Unrecht gethan hat, es nachher wieder durch verdoppelte Menschenfreundlichkeit gut zu machen sucht, und auch mit Feodoren ist gewiß am Ende auszukommen, wenn man sie richtig behandelt und mit ruhiger Güte zurechtweist. Aber vor der Kammerfrau der Fürstin hüten Sie sich, liebe Marie. Da die Letztere, wie gesagt, sehr häufig leidend und kränklich ist, so hat sich jene Person allmählig viele Rechte angemaßt, so daß sie eigentlich das ganze Haus regiert. Dabei ist es ihr gelungen, sich durch Heuchelei und Schmeichelei das vollkommene und unbeschränkte Vertrauen der Fürstin zu erwerben, welche ohne ihre Anne Paulowne, so heißt die Person, gar nicht leben zu können glaubt. Alles im Hause ist diesem Frauenzimmer dienstbar, Jeder zittert vor ihr, Niemand wagt etwas gegen sie zu unternehmen. Man fürchtet sie viel mehr, als die Fürstin

selbst, weil Anne Paulowne nur immer ein hartes und boshaftes Gemüth gezeigt hat. Ich fürchte für Sie, liebe Gräfin, und wenn Sie es möglich machen können, sollten Sie lieber gar nicht zur Fürstin gehen."

„Ich kann nicht anders, ich muß hin, denn ich habe mich verpflichtet, wenigstens drei Jahre in der Stellung bei ihr zu bleiben," antwortete Marie, nicht eben sehr erfreut durch die Mittheilungen Antonie's.

„Das ist schlimm," sagte diese — „indeß, da eine Aenderung wohl nicht mehr möglich ist, so müssen Sie eben versuchen, das Vertrauen der Fürstin zu gewinnen, und so dem bösen Einflusse jener Anne Paulowne entgegen zu wirken. Schlimmsten Falls können Sie darauf rechnen, jederzeit eine Zuflucht bei mir zu finden, und so sind Sie doch wenigstens nicht ganz fremd und hilflos im fremden Lande."

Marie dankte von Herzen für die Freundlichkeit Antonie's, die sie durch ihr früheres Benehmen gegen sie so wenig verdient hatte, und versprach, im Nothfall von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Dann verplauderte sie noch ein Stündchen mit Antonien, und verließ sie endlich mit dankerfülltem Herzen, um am nächsten Morgen die Reise zum Wohnsitze der Fürstin W . . . . anzutreten. Antonie gab ihr die besten Glückwünsche mit auf den Weg.

Um die Mittagsstunde kam Marie auf dem Schlosse der Fürstin an und wurde sogleich zu ihr geführt. Wider Erwarten war der Empfang von Seiten der Fürstin so gütig, daß Marie sich bedeutend erleichtert fühlte. Von der gefürchteten Anne Paulowne war nichts zu hören und zu sehen; im Vorzimmer der Fürstin befanden sich nur einige Lakaien, und Einer

von denselben wurde fortgeschickt, um die Prinzessin Feodora herbei zu rufen. Ein hübsches, freundliches Mädchen von fünfzehn Jahren erschien gleich darauf und begrüßte Marien mit der größesten Herzlichkeit und einem so zutraulichen, kindlichen Wesen, daß Marie immer mehr ihre Besorgnisse schwinden fühlte.

„Am Ende ist Antonie wohl getäuscht worden," dachte sie bei sich selbst, indem sie die Schilderung derselben mit der Wirklichkeit verglich — „die Fürstin und ihre Tochter sind ja die Liebenswürdigkeit und Güte selbst."

In der That, volle vierzehn Tage verstrichen, und Marie hatte noch nicht ein einziges Mal Ursache gehabt, auch nur die geringste Klage über irgend etwas zu führen. Feodora sowohl wie die Fürstin behandelten sie mit der größten Güte und schienen sie wirklich lieb gewonnen zu haben. Kein böses Wort, keine unfreundliche Miene verletzte Marien; Feodora ging mit ihr um, wie eine jüngere mit einer älteren Schwester, und die Fürstin hatte nur immer ein Lächeln uud sanfte, liebevolle Worte für sie. Marie fühlte sich wie im Himmel und fürchtete selbst Anne Paulowne nicht mehr, die, wie sie von Feodora erfahren hatte, auf ein paar Wochen nach einem entfernten Gute der Fürstin gereist war.

Bald darauf sollte sich aber Alles, wie mit einem Zauberschlage ändern. Anne Paulowne kam von ihrer Reise zurück und nahm ihre frühere Stelle im Schlosse wieder ein. Etliche Tage vergingen, ohne daß Marie den bösen Einfluß dieser Person verspürt hätte, obgleich sie schon in der ersten Stunde ihres Beisammenseins mit derselben einen unbesieglichen Widerwillen gegen

sie empfand. Anne Paulowne zeigte sich zwar außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen sie, aber in ihrem Blicke lauerte etwas Falsches und Unheimliches, was Marien unwillkührlich mit Mißtrauen und Abneigung erfüllte. In den ersten Tagen trug sich indeß nichts zu, dieses Mißtrauen Marie's zu rechtfertigen. Anne Paulowne blieb artig und höflich, wie bei ihrer Ankunft; nur schien es Marie'n, als ob sie verstohlen von ihr beobachtet und belauert würde, und sie ertappte dieselbe zuweilen auf Blicken, die ganz das Gegentheil von dem sagten, was Anne Paulowne mit Worten gegen sie aussprach. Und diese feindseligen Blicke trafen sie immer nur dann, wenn die Fürstin oder Feodora sich freundlich gegen Marien bezeigten.

„Sie ist also neidisch auf die Gunst, die mir zugewendet wird," dachte Marie. „Wohl denn, ich werde mein Möglichstes thun, mir diese Gunst zu erhalten, und mich immer mehr in derselben festzusetzen."

Und Marie verabsäumte in der That nichts, was zu diesem Zwecke beitragen konnte. Es schien ihr zu gelingen, ihn zu erreichen. Die Fürstin und Feodora zeigten sich in ihrem Benehmen gegen sie ganz unverändert, als ob die Anwesenheit von Anne Paulowne nicht den mindesten Einfluß auf sie ausübte.

Da, eines Tages, etwa drei Wochen nach der Ankunft der so gefürchteten Kammerfrau, erschien dieselbe ganz unerwartet im Zimmer Marie's und begrüßte sie mit einer so gesuchten und katzenartigen Freundlichkeit, daß Marie ihr noch nie geschwundenes Mißtrauen stärker als jemals erwachen fühlte, und insgeheim den Entschluß faßte, auf ihrer Hut zu sein und sich in keiner Weise eine Blöße zu geben.

„Mein theures Fräulein,“ sagte die Kammerfrau — „bitte tausend Mal um Entschuldigung, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihre Einsamkeit zu stören — aber Sie haben mir durch Ihr ganzes Wesen so große Zuneigung eingeflößt, daß es mich ordentlich dazu getrieben hat, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Wenn man, wie wir, so abgeschnitten von aller Welt auf dem Lande wohnt, dann empfindet man mehr, als anderswo, das Bedürfniß, sich recht eng an einander anzuschließen, und ich kann wohl sagen, ich habe mich schon längst danach gesehnt, ein Wesen hier zu haben, dem ich mich rücksichtslos anvertrauen und meine geheimsten Gedanken und Empfindungen mittheilen kann. Nicht wahr, Ihnen geht es doch auch so? Mit den gnädigen Herrschaften kann man doch nicht umgehen, wie mit Seinesgleichen, und die Dienerschaft ist im Allgemeinen so roh und ungeschliffen, daß man sie sich am liebsten so fern wie möglich hält. Nicht wahr, mein liebes Fräulein? Ach, wenn es mir doch gelänge, Ihnen dieselben Gefühle für mich einzuflößen, die ich beim allerersten Anblick für Sie empfunden habe — die Gefühle der innigsten Freundschaft, Liebe und Verehrung! Nun, mit der Zeit, wenn Sie erst sehen, wie herzlich meine Zuneigung zu Ihnen ist, werden Sie mich wohl auch ein ganz klein wenig leiden lernen. Aber was ich eigentlich wollte — ach ja, ich wollte Sie fragen, wie es Ihnen bei uns gefällt? Nicht wahr, gar nicht besonders! Ja freilich, die gnädige Frau ist mitunter recht schlechter Laune, und Prinzeß Feodora macht Einem häufig den Kopf warm! Ich kann mir's schon denken, daß Sie nicht lange bei uns aushalten werden, und kein Mensch wird es Ihnen übel nehmen.

wenn Sie gehen. Du lieber Gott, noch so jung, und sollen hier so abgeschnitten von aller Welt verkümmern! Nein, nein, lieber wollen wir alles Mögliche thun, Ihnen eine andere Stelle zu verschaffen, etwa in Moskau oder gar in Petersburg, recht mitten drinn in der großen Welt! Nicht wahr, mein liebes Fräulein, das würde Ihnen besser behagen, als hier so einsam auf dem Lande zu sitzen, wo Sie nichts sehen, als immer dieselben Gesichter, und nichts hören, als Vorwürfe oder kalte Höflichkeiten und schöne Redensarten ohne Sinn und Bedeutung! Nein, nein, Sie müssen eine bessere Stellung haben, und verlassen Sie sich darauf, Ihre Freundin Anne Paulowne verhilft Ihnen dazu."

Marie hatte diesen Strom der Rede ruhig austoben lassen, ohne die Kammerfrau mit einer Sylbe zu unterbrechen. Indeß durchschaute sie ganz genau die Maske der liebevollen Freundlichkeit, welche Anne Paulowne nur zu dem Zwecke vorgenommen hatte, um Marie auf eine gute Manier aus dem Hause zu entfernen. Sie errieth auf der Stelle, daß Anne Paulowne eifersüchtig auf das Vertrauen und die Zuneigung war, welche die Fürstin und Feodora ihr zuwandten, daß sie vielleicht gar fürchtete, durch Marien aus ihrer Stellung vertrieben zu werden, und daß also unter all dieser geheuchelten Liebe und Güte und Zärtlichkeit nichts weiter lauerte, als Groll, Haß und das heiße Verlangen, Marien aus dem Schlosse zu treiben und ihr so die Vortheile wieder zu entreißen, welche sie bereits gewonnen hatte. Marie fühlte und durchschaute das Alles und erwiederte daher mit höflicher Kälte:

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, meine Liebe — aber ich habe nicht die mindeste Veranlassung, Gebrauch von Ihrer Freundlichkeit zu machen. Ich befinde mich hier ganz wohl, die Fürstin und die Prinzeß sind so außerordentlich gütig und gnädig gegen mich, daß ich nur wünschen kann, es möge keine Veränderung eintreten — und am Ende bin ich auf drei Jahre verpflichtet zu bleiben, so daß gar keine Rede davon sein kann, mir eine andere Stelle zu suchen."

„Auf drei Jahre?!" rief Anne Paulowne mit sichtlichem Schrecken und Aerger aus. „Nein, das geht nicht! Sie müssen fort! Gewiß, liebes Fräulein," setzte sie mit geschmeidigem Wesen hinzu — „Sie müssen mich nur nicht mißverstehen — zu Ihrem eigenen Besten wünsche ich, daß Sie uns wieder verlassen. Sie kennen die gnädige Herrschaft nicht — jetzt mag sie noch gut und freundlich sein, aber über kurz oder lang hört das auf, und Sie leben dann bei uns schlimmer, als in der Hölle. Ja ja, Sie müssen fort, liebes Kind, und das je eher, je besser."

„Ich muß mich nur wundern, daß Sie so lange in dieser Hölle aushalten," entgegnete Marie mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Lächeln. „Uebrigens sei dem, wie ihm wolle — mir gefällt es hier, und so ersuche ich Sie denn ganz ernstlich, keinen Versuch weiter zu machen, mir Dinge einzureden, die ich am besten aus eigener Erfahrung kennen lerne."

„Gut, gut, wie Sie wollen, Kind" — versetzte Paulowne ganz freundlich, während ihre Augen vor Aerger blitzten und funkelten, daß ihr Anschlag so wenig Erfolg gehabt hatte. „Bleiben Sie denn und

versuchen Sie, ob Sie es auf die Dauer hier aushalten können. Ich will es von ganzem Herzen wünschen, denn wie gesagt, ich gewinne ja nur dabei, wenn Sie recht lange bei uns aushalten."

Nach einigen unbedeutenden Plaudereien entfernte sich Anne Paulowne ganz mit der heuchlerischen Freundlichkeit, die sie von Anfang an gezeigt hatte. Aber Marie ließ sich dadurch nicht täuschen; sie erkannte vollkommen, daß Anne Paulowne ihr feindlich gesinnt sei und ohne Zweifel alle Minen springen lassen werde, um sie aus dem Schlosse zu entfernen. Sie beschloß also, auf ihrer Hut zu bleiben und mehr als je über sich zu wachen, um ihrer Feindin keinen gegründeten Anlaß zu Klagen oder Beschwerden zu geben. Auf solche Weise hoffte sie den bösen Einfluß derselben zu überwinden und sich die Annehmlichkeiten ihrer Stellung zu sichern.

Die arme Marie in ihrer Unschuld wußte noch nicht, wie weit die Bosheit schlechter Menschen gehen kann, aber sie sollte es bald zu ihrem Schrecken erfahren.

Wenige Tage nach dem Gespräche mit Anne Paulowne erkrankte die Fürstin und blieb in ihrem Kabinette eingeschlossen. Niemand durfte zu ihr, als Prinzessin Feodora und Anne Paulowne; auch Marien wurde der Eintritt untersagt, obgleich sie die Kammerfrau inständigst bat, wenigstens auf ein paar Augenblicke die Fürstin besuchen zu dürfen, um derselben ihre Theilnahme zu bezeigen. Anne Paulowne verwehrte ihr mit der größesten Entschiedenheit den Eintritt, indem sie vorschützte, der Arzt habe es so ange-

ordnet und die Fürstin wolle überhaupt Niemanden sehen.

Marien war dieß um so unangenehmer, als sie auch keine Gelegenheit fand, die Prinzessin Feodora zu sprechen, weil dieselbe das Krankenlager nicht verließ, und selbst die Nächte daselbst zubrachte, um der kranken Mutter immer nahe zu sein und sie mit kindlicher Liebe pflegen zu können. Marie hätte so gern diese Mühe mit ihr getheilt, da sie die Fürstin so herzlich lieb gewonnen hatte — aber Anne Paulowne wehrte ihr den Eingang in das Krankenzimmer mit einer Hartnäckigkeit, die sie nicht zu überwinden vermochte. So ergab sie sich denn endlich in ihr Schicksal, ganz allein auf ihrem Zimmer zu bleiben und sich die Zeit zu vertreiben, so gut es eben gehen wollte. Herzlich froh war sie aber, als endlich nach drei Wochen Anne Paulowne kam und ihr ankündigte, daß die Leetionen mit Prinzeß Feodora wieder beginnen sollten. Hoch erfreut eilte sie hinüber, begrüßte die Prinzessin mit der innigsten Freude, wurde aber so eiskalt empfangen, daß sie, bleich und bestürzt, kein Wort mehr zu sagen vermochte.

„Beginnen wir unsere Lection,“ sprach Prinzessin Feodora. „Ihre Worte, die nicht zum Unterrichte gehören, können Sie sparen.“

Marie begann den Unterricht — aber die Thränen standen ihr in den Augen, und sie mußte mehrmals innehalten, um nicht in lautes Weinen auszubrechen. Die Prinzessin schien es nicht zu bemerken, und blieb bis zum Ende der Unterrichtsstunden so kalt, fremd und abstoßend, wie sie im Anfange gewesen war.

„Sie können gehen,“ sagte sie, als Marie die

Stunde schloß. „Auch werden Sie in Zukunft auf Ihrem Zimmer speisen. Wenn ich Ihrer bedarf, werde ich Sie rufen lassen."

Marie, ganz außer sich über diese eisige und abstoßende Kälte, machte noch einen Versuch, sich der Prinzessin zu nähern, aber diese drehte ihr kalt den Rücken zu und entfernte sich, ohne einen freundlichen Blick auf Marien zu werfen. Marie mußte sich auf ihr Zimmer begeben, wo sie heftig über die erlittene Kränkung weinte.

Wohl konnte sie sich denken, daß Anne Paulowne an dem so ganz veränderten Benehmen der Prinzessin schuld sei, aber vergebens suchte sie zu errathen, welche Mittel die Kammerfrau angewendet haben mochte, diese Umwandlung zu bewerkstelligen. Jedenfalls mußte sie Marien arg verläumdet haben, und da Marie sich völlig schuldlos fühlte, so fand sie endlich einigen Trost in dem Gedanken, daß die Wahrheit zuletzt doch an den Tag kommen und dann das frühere trauliche Verhältniß zur Prinzessin wieder hergestellt werden würde. Indeß verstrichen abermals vierzehn Tage, ohne daß man nach Marien verlangte, und das arme verlassene Mädchen fühlte sich jeden Tag unglücklicher darüber. Endlich kam Anna Paulowne wieder einmal — aber sie brachte keinen Trost, sondern nur Befehl, daß Marie ihr Zimmer räumen und ein anderes beziehen solle.

„Hat das die Fürstin befohlen?" fragte Marie, tief gekränkt von diesem neuen Beweise der Ungnade.

„Gleichviel, wer es befohlen hat," entgegnete Anne Paulowne mit spöttischem Hohne. „Genug, ich ver-



lange es, und Sie werden ein Zimmer beziehen, das ich Ihnen anweise."

„Dazu haben Sie nicht das Recht," antwortete Marie entrüstet. „Ich stehe in den Diensten der Fürstin und nicht in den Ihrigen. Ihnen werde ich keineswegs gehorchen und die Fürstin soll erfahren, auf welche Weise Sie mich behandeln!"

„Schon recht!" erwiederte Anne Paulowne. „Sie weigern sich also, das Zimmer zu räumen?"

„Ja, ich weigere mich, bis Sie mir einen Befehl der Fürstin vorzeigen, der diese Demüthigung von mir verlangt," sagte Marie entschlossen.

„Gut, so wird man Sie mit Gewalt von hier entfernen," sagte die Kammerfrau höhnisch. „Merken Sie denn nicht, daß Ihre Rolle hier ausgespielt ist?" fügte sie hinzu. „Ihnen ist es ergangen, wie noch Jedem, der es gewagt hat, sich mir zu widersetzen, und bald werden Sie sehen, daß ich, ich hier die Herrin, die Gebieterin bin, der Sie Folge zu leisten haben. Und nun keine Umstände mehr! Fort aus diesem Zimmer und hinauf in die Dachkammer!"

„Auf die Dachkammer? Ich?" rief Marie aus. „Aber dieß ist empörend, und empörend ist die Sprache, die Sie gegen mich führen. Auf der Stelle geh' ich zur Fürstin, um mich über Sie zu beklagen!"

„Versuchen Sie es, versuchen Sie es!" antwortete Anne Paulowne spöttisch. „Ich werde Ihnen Glück wünschen, wenn man Ihnen den Eintritt gestattet!"

Marie eilte hinweg nach den Gemächern der Fürstin, entschlossen, sich ihr zu Füßen zu werfen und ihren Schutz gegen die Brutalitäten der Kammerfrau anzuflehen. Aber die Lakayen im Vorzimmer ließen

sie nicht eintreten, und unverrichteter Sache mußte sie zurückkehren. Die Kammerfrau empfing sie mit Hohnlachen.

„Nun, habe ich's Ihnen nicht vorhergesagt, mein schönes Kind?“ sprach sie. „Ihre Zeit ist vorüber und die meinige wieder gekommen! Marsch jetzt auf die Bodenkammer! Dieses Zimmer werde ich künftig für mich benutzen.“

„Ich gehe nicht!“ erwiederte Marie trotzig und setzte sich entschlossen auf einen Lehnstuhl. „Nicht eher entferne ich mich von hier, als bis die Fürstin oder Prinzeß Feodora mir den Befehl ertheilen!“

„Gut, mein Schätzchen, sehr gut,“ sagte die Kammerfrau — „so werden Sie nicht gehen, aber hinauf getragen werden. Iwan und Peter finden unzweifelhaft Mittel, Sie fortzubringen.“

„Sie werden es nicht wagen, Gewalt gegen mich zu gebrauchen!“ rief Marie außer sich aus.

„Oh, ich wage Alles gegen Sie, mein Engel,“ antwortete die Kammerfrau spöttisch. „Sträuben Sie sich nicht länger, mein Täubchen! Anne Paulowne regiert wieder im Hause, und Sie müssen recht artig und folgsam und demüthig sein, wenn Sie es gut bei uns haben wollen. Wo nicht, oh, so gibt es Mittel, solche wilde Kätzchen, wie Sie, zahm zu machen.“

„Schon gut, schon gut,“ murmelte Marie, „die Fürstin soll dennoch Alles erfahren, ich werde ihr schreiben!“

„Schreiben? Thun Sie das, mein Herzchen!“ sagte die Kammerfrau. „Aber darauf rechnen Sie doch ja nicht, daß Ihr Brief in die Hände der Fürstin gelangt! Eben so gut könnten Sie hoffen, den Mond

vom Himmel herunter zu holen! Kein Gedanke daran! Die Dienerschaft im Hause weiß besser als Sie, was man der Anne Paulowne schuldig ist, und eher würde sich Jeder die Hand abhacken, als etwas gegen meine Befehle thun!"

„So werde ich mit der Prinzessin reden, und sie wenigstens wird mich anhören!" sagte Marie.

„Weit gefehlt," entgegnete die Kammerfrau. „Versuchen Sie's! Versuchen Sie's! Ich will Sie nicht daran hindern. Jetzt aber keine Umstände mehr! Sie verlassen dieß Zimmer gutwillig, oder Iwan und Peter schleppen Sie mit Gewalt fort!"

„Aber dieß ist schrecklich!" sagte Marie. „Unter solchen Verhältnissen kann ich hier nicht bleiben! Der Willkühr einer boshaften Magd unterworfen zu sein, ertrage ich nicht. Anne Paulowne, fordern Sie meine Entlassung von der Fürstin . . . . .! Ich will gehen, augenblicklich gehen, und dann ist ja der Wunsch erfüllt, den Sie hegten: mich für immer aus dem Schlosse zu entfernen."

„Ja, diesen Wunsch hegte ich allerdings einmal," erwiederte Anne Paulownc. „Aber damals standen die Sachen anders, damals fürchtete ich, daß Sie mir das Vertrauen der Fürstin entziehen könnten, und darum sollten Sie fort. Sie sind sehr dumm gewesen, daß Sie mir nicht folgten! Ich hätte Ihnen eine andere gute Stelle verschafft, und Sie würden sich nicht zu beklagen gehabt haben! Aber jetzt — jetzt fürchte ich nichts mehr von Ihnen, und jetzt können Sie nicht nur, nein, Sie sollen sogar bleiben!"

„Und weßhalb, Anne Paulowne? Weßhalb?" fragte

Marie. „Ich bitte Sie, wirken Sie mir meinen Abschied aus! Was soll ich noch hier!“

„Mir zur Belustigung dienen,“ entgegnete Anne Paulowne tückisch. „Verstehen Sie mich nun? Ich habe vor Ihnen gezittert, habe Sie gebeten, zu gehen, und Sie haben mir meine Bitte abgeschlagen. Dafür sollen Sie büßen! Die Rache ist süß, und Anne Paulowne will die Rache kosten. Sie sind in meiner Gewalt, wie der gefangene Vogel im Käfig. So wenig fürchte ich Sie, und so unschädlich sind Sie mir, daß ich Ihnen sogar sagen will, durch welches Mittel ich die Fürstin und Feodora von Ihnen entfernt habe. Ich habe ihnen gesagt, als die Fürstin krank war und nach Ihnen verlangte: „Fräulein Marie will nicht kommen — sie bedauert sehr, der Fürstin hierin nicht dienen zu können, aber sie wünscht in ihrer Stellung zu bleiben, und sie ist als Erzieherin und nicht als Krankenwärterin hierher gekommen!“

„Das haben Sie gesagt!“ rief Marie blaß und zitternd aus. „Das konnten Sie sagen, nachdem ich Sie hundert Mal inständigst gebeten, mich zur Fürstin zu lassen? Aber dieß ist abscheulich! Dieß ist niederträchtig! Dieß ist der Abgrund aller Schlechtigkeit und Schändlichkeit! Die gute Fürstin muß mich für ein Ungeheuer von Undankbarkeit halten!“

„Ja, das thut sie und das sollte sie eben,“ erwiederte Anne Paulowne mit eisiger Gleichgültigkeit. „Sie hat öfter nach Ihnen gefragt — denn jetzt, wo Sie unschädlich gemacht sind, kann ich Ihnen wohl eingestehen, daß die Fürstin Sie fast wie ihr eigenes Kind geliebt hat — und jedes Mal bin ich fortgegangen, als ob ich mich zu Ihnen begäbe, und jedes

Mal hab ich zur Antwort gebracht: „Sie wollten nicht kommen, denn Sie wären Erzieherin, aber nicht Krankenwärterin.“ Nachdem dieß sieben oder acht Mal geschehen ist, hat die Fürstin nicht mehr nach Ihnen gefragt, und wird nicht mehr nach Ihnen fragen, so wenig, wie die Prinzessin, deren Herz von Zorn und Abneigung gegen Sie erfüllt ist. Nun wissen Sie Alles! Versuchen Sie, ob Sie den verlorenen Boden wieder gewinnen können! So lange ich hier bin, wird es Ihnen schwerlich gelingen, und Sie werden nun wohl endlich einsehen, daß Sie sehr dumm gehandelt haben, als Sie damals meinem Rathe, das Schloß zu verlassen, nicht Folge leisteten. Damals war die Reihe an Ihnen — aber jetzt ist sie an mir, und Sie werden es empfinden! Fort jetzt auf die Dachkammer!“

Bleich, entsetzt, vollkommen aus der Fassung gebracht durch die bodenlose Niederträchtigkeit der Kammerfrau, fand Marie keine Kraft mehr zum Widerstande, aber auch keine Kraft, dem Befehle ihrer Feindin Folge zu leisten. Halb ohnmächtig lag sie im Lehnstuhle und ohne daß sie es wußte, rannen ihr immer die Thränen von den Wangen herab. Anne Paulowne blieb ungerührt bei den Leiden und Schmerzen des unglücklichen Mädchens. Sie rüttelte Marien am Arme, zog sie mit Gewalt vom Stuhle auf und schleuderte sie der Thür zu, indem sie heftig sagte: „Fort! Gehen Sie!“

Marie raffte ihre beste Habe zusammen und ging. Die Kammerfrau geleitete sie drei oder vier Treppen hoch in eine Bodenkammer, die nicht einmal einen

Ofen zum Heizen und nur die allernothwendigsten Möbel hatte.

„Hier bleiben Sie,“ sagte Anne Paulowne; „wenn man Ihrer bedarf, wird man Sie rufen. Ohne besondere Erlaubniß verlassen Sie aber das Zimmer nicht. Haben Sie mich verstanden?“

„Ja,“ erwiederte Marie mit Bitterkeit und unverholenem Abscheu — „ja, ich habe Sie verstanden und zweifle nicht daran, daß Sie das boshafteste und nichtswürdigste Geschöpf unter Gottes Sonne sind. Aber hüten Sie sich! Es möchte doch einst die Stunde schlagen, wo die Reihe wieder an mich kommt!“

Anne Paulowne lachte. „So lange, wie ich lebe, kommt diese Stunde nicht,“ erwiederte sie. „Uebrigens wünsche ich Ihnen viel Vergnügen und recht wenig Langeweile!“

Mit diesen Worten ging sie und schloß die Thür hinter sich zu. Marie war also eine Gefangene, die ihr Zimmer nur mit Erlaubniß ihrer Feindin verlassen durfte. Sie weinte vor Entrüstung über die Schlechtigkeit der Kammerfrau, und geraume Zeit dauerte es, bis sie so viele Fassung erlangte, ruhig über ihre eigenthümliche Lage nachdenken und auf Mittel sinnen zu können, derselben ein Ende zu machen. Wenn es ihr gelang, die Fürstin zu überzeugen, daß man sie bei ihr verläumdet hatte, dann war Alles gewonnen. Dies erkannte Marie ganz klar. Aber wie dieses Ziel erreichen? Anne Paulowne beherrschte das ganze Haus, die Fürstin und ihre Tochter nicht ausgenommen, und Marie sah ein, daß, wenn ihre Feindin ihr Spiel nicht ganz sicher in Händen hätte, dieselbe sich wohl gehütet haben würde, die Verrathene in ihre

Karten sehen zu lassen. Dennoch blieb Marien fast nichts weiter übrig, als die Hoffnung auf irgend einen günstigen Zufall, und an diese Hoffnung klammerte sie sich an, als Wochen und Monate verstrichen, ohne irgend eine Veränderung ihrer traurigen Lage zu bringen. Die Fürstin, die Prinzessin Feodora — Alle im Schlosse, Anne Paulownen ausgenommen, schienen die arme Marie ganz vergessen zu haben. Niemand fragte nach ihr, Niemand kümmerte sich um sie, Niemand besuchte sie — ausgenommen Anne Paulowne, die jeden Tag zwei bis drei Mal kam, um ihr Essen zu bringen und es durch ihre Bosheiten zu würzen. Die arme Marie erlag fast dem Elende, der Qual der Einsamkeit und Langenweile und endlich auch der grimmigen Kälte, welche der hereinbrechende Winter mit sich brachte. Da sich kein Ofen im Zimmer befand, konnte natürlich auch nicht geheizt werden, und sie mußte, um nicht zu erfrieren, Tag und Nacht in ihrem Bette zubringen.

Dieß war die traurigste Zeit ihres ganzen Lebens. Dem schrecklichsten Ungemach preisgegeben, von der Willkühr einer Magd abhängig, die ein Vergnügen daran fand, die arme Gefangene zu quälen und noch obendrein mit Hohn zu überschütten, ohne irgend ein lebendes Wesen, dem sie ihr Leid klagen konnte, dachte sie mit größerem Schmerze und innigerer Sehnsucht als je an die guten Tage zurück, die sie bei der Tante verlebt hatte, und hätte mit Freuden die Hälfte ihres Lebens hingegeben, wenn sie dafür die andere Hälfte in den früheren Verhältnissen hätte zubringen können.

Auf die Dauer wurde ihr Zustand geradezu unerträglich. Ihre ganze Seele empörte sich dagegen, und

sie beschloß endlich, ihm auf die eine oder andere Art ein Ende zu machen. Freilich fand sie zu diesem Ende kein anderes Mittel, als Flucht. Aber wie diese Flucht bewerkstelligen? Und wohin fliehen? Sie dachte an Antonien, die jetzige Generalin G . . . . . Wenn es ihr nur gelang, Moskau zu erreichen, so fand sie bei dieser Freundin gewiß eine schützende Zuflucht. Aber wie nach Moskau kommen? Die Hindernisse, welche Marien entgegen standen, schienen unüberwindlich. Gleichwohl beschloß sie einen Versuch zur Flucht zu machen, mochte auch das Schlimmste daraus entstehen. Viel schlimmer, als sie war, konnte ihre Lage ja doch nicht werden.

Marie entwarf ihren Plan. Zunächst packte sie ihre Juwelen zusammen und verbarg sie nebst der kleinen Summe Geldes, die sie noch besaß, in ihren Kleidern. Dann, vollständig zu einer Fußwanderung ausgerüstet, stellte sie sich auf die Lauer und wartete auf die Ankunft ihrer Feindin, welche nach ihrer Gewohnheit vor Einbruch der Nacht gewiß noch einmal herauf kam. Mit klopfendem Herzen lauschte sie auf das Geräusch ihrer Schritte, und halb vor Schrecken und Angst, halb vor Freude zitternd hörte sie endlich die Treppenstufen unter dem schweren Tritte von Anne Paulowne knarren. Sie kam. Das Schloß knackte auf — die Thür wurde geöffnet, und Anne Paulowne, Brod und Wasser, die gewöhnliche Kost der Gefangenen in Händen, trat in das Zimmer. Ein Blick genügte Marien, um sie zu überzeugen, daß Anne Paulowne den Schlüssel nicht abgezogen, sondern, wie sie vermuthet und worauf sie den ganzen Plan ihrer Flucht gebaut hatte, außen im Schlosse hatte stecken lassen.

Sie raffte ihren ganzen Muth, ihre ganze Entschlossenheit zusammen. Mit aller Kraft, die sie aufzubieten vermochte, warf sie sich auf Anne Paulowne, stieß sie heftig zur Seite, so daß sie bis gegen die Wand taumelte, und dann, mit Einem Sprunge, war sie zur Thür hinaus, die sie hinter sich zuschlug und rasch den Schlüssel umdrehte. Jetzt war sie frei und Anne Paulowne gefangen.

„Gott sei Dank, es ist gelungen!“ murmelte die arme Marie, während ihre Feindin innen im Zimmer ein Zetergeschrei ausstieß. „Fort jetzt, fort, und der Himmel gebe, daß ich unbemerkt aus dem Hause entkomme!“

Ohne sich weiter um das wüthende Geschrei der Eingeschlossenen zu bekümmern, eilte sie mit leichten Schritten die Treppen hinunter. Zum Glück war es schon ziemlich dunkel, und obgleich ihr einige Leute von der Dienerschaft begegneten, wurde sie dennoch weder erkannt noch angehalten. In den unteren Stockwerken des Schlosses angelangt, fand sie zwar die Corridore erleuchtet, aber ein hurtiger Blick überzeugte sie, daß sich Niemand daselbst aufhielt. Flüchtig huschte sie durch die Gänge hin. Am Ende des letzten begegnete ihr eine Dienerin. Marie erbebte — jetzt mußte sie entdeckt, erkannt und verrathen werden. Aber die Verzweiflung gab ihr Muth. Entschlossen ging sie auf das Mädchen zu. Dieses stieß einen Schrei aus, wurde blaß, wie der Kalk an der Wand, machte aber keinen Versuch, Marien aufzuhalten. Marie eilte weiter. Die große Thür des Schlosses war bereits zugeriegelt und verschlossen — aber sie erinnerte sich eines zweiten Ausgangs, der nur von der Dienerschaft

benutzt wurde, und suchte diesen zu erreichen. Glücklich fand sie ihn auf — die Thür stand offen — aber grade, als sie hinaus schlüpfen wollte, trat ein Lakai durch dieselbe ein, der eine Laterne in der Hand trug. Marie konnte nicht mehr zurück — sie mußte das Aeußerste wagen. Blaß und zitternd ging sie dem Menschen entgegen, der seine Laterne aufhob, um die halb verhüllte Gestalt näher in's Auge zu fassen. Augenscheinlich erkannte er Marien — aber anstatt sie fest zu halten, stieß er, wie das Mädchen vorhin, einen Schrei aus, ließ die Laterne fallen und rannte davon. Marie hielt sich nicht damit auf, ihm nachzusehen. Sie stürzte hinaus in's Freie, und wie ein gejagtes Reh flog sie über den hartgefrorenen Boden davon. Nach einer Viertelstunde war ihr das Schloß aus den Augen. Sie erreichte einen befahrenen Weg und schritt, so schnell sie konnte, auf demselben fort.

Die Gefangenschaft, die schmale Kost, und mehr noch Gram, Sorgen und Gemüthsbewegungen hatten indeß ihre Kräfte so geschwächt, daß sie bald die Eile ihres Laufes mäßigen und von Zeit zu Zeit sogar still stehen mußte, um frischen Athem zu schöpfen. Die Füße wankten unter ihr, ihr ganzer Körper, an solche Anstrengungen nicht gewöhnt, zitterte vor Schwäche und Ermüdung, und der eisige Nordostwind, der über die hartgefrorenen Schneefelder hinwehete, durchschauerte sie bis auf die Haut und machte ihre Glieder erstarren. Der Weg nach Moskau war noch so weit, auf dem ganzen Wege dahin befand sich kein einziges Obdach, in welchem sie hätte Schutz vor der grimmigen Kälte finden können, und mit jeder Minute schwanden ihre Kräfte mehr und mehr dahin. Mühsam schleppte sie



sich weiter über den Schnee, der unter ihren Knieen pfiff und knisterte, und von einem Augenblicke zum anderen glaubte sie ihren Leiden erliegen zu müssen. Endlich konnte sie nicht mehr weiter — die Füße versagten ihr den Dienst — sie sank auf einen Schneehaufen am Wege nieder, verhüllte ihr bleiches erschöpftes Gesicht mit den Händen und brach in lautes, jammerndes Weinen aus. Sie hatte keine Hoffnung mehr, die sie aufrecht erhielt — ihr Unglück stand auf seinem Höhepunkte — sie glaubte hier auf offener Landstraße in Kälte, Hunger und Elend umkommen zu müssen.

Da dachte sie wiederum ihrer Tante, und aller Liebe und Güte, die sie bei ihr genossen hatte, und ihre Thränen flossen noch häufiger und noch bitterer als zuvor. Ihr Herz erbebte unter der Last der Reue, die es bedrückte, und noch bitterer, brennender und schärfer wurde ihr Schmerz durch das Bewußtsein, daß sie selbst durch ihren Trotz, ihren Hochmuth und Eigensinn an dem Elende schuld sei, dem sie jetzt allem Anscheine nach unterliegen mußte. So saß sie da, einsam und allein, verzehrt von Reue und Gram, zitternd und erbebend vor Frost, der das Blut in ihren Adern zu Eis erstarrte. Noch wenige Minuten, und sie wäre rettungslos verloren gewesen.

Da, horch! ein leises Klingeln in der Ferne! Rasch kam es näher, erklang immer heller, immer deutlicher, immer lustiger über die weite Schneefläche — und jetzt auch der Hufschlag rasch heran galoppirender Pferde — Marie horchte — richtete ihr bleiches Gesicht auf — suchte mit ihren Blicken die nur schwach vom Mondlicht erhellte Finsterniß zu durchdringen — ein Schrei

der Freude entrang sich ihren Lippen — ein Schlitten, ja, ein Schlitten kam heran! Gott schickte Hülfe in der höchsten Noth! Der Vater im Himmel erbarmte sich also des armen, gebeugten, schwer geprüften verlassenen Mädchens!

Und näher kam der Schlitten — Marie raffte sich auf: „Hülfe, Barmherzigkeit!“ rief sie mit letzter Kraft — und der Schlitten hielt, ein Mann sprang heraus und fing in seinen Armen Marien auf, die halb bewußtlos über den Schnee hin taumelte.

„Großer Gott — ein schwaches Mädchen — halb erfroren,“ sagte er. „Geschwind, Petrowitsch! Herunter vom Schlitten, und bringe den Pelz her! Geschwind, geschwind!“

Der Kutscher sprang herzu, Marie wurde sorglich in einen dichten Pelz eingehüllt und in den Schlitten gehoben. Der Fremde flößte ihr einige Schlucke Wein in den Mund, der wie ein mildes Feuer die Adern der armen Marie durchrieselte und ihr bald so viel Kraft zurückgab, daß sie einige Worte des Dankes stammeln konnte.

„Dem Himmel sei Lob und Preis, sie kommt wieder zu sich!“ sagte der barmherzige Samariter. „Jetzt zugefahren, Petrowitsch, was die Pferde laufen können! In zwei Stunden müssen wir Moskau erreicht haben. Frisch zu!“

Und Petrowitsch hieb auf die Pferde ein, und mit Vogelschnelle flog der leichte aber wohlverwahrte Schlitten über den stäubenden Schnee dahin. Mehr und mehr kam die arme Marie wieder zu Kräften und zur Besinnung. Der Wein und der dichte weiche Pelz wärmten ihr wohlthätig die erstarrten Glieder, und

nach einer halben Stunde schon konnte sie ihrem Wohlthäter erzählen, durch welche Verhältnisse sie in die traurige Lage gerathen sei, aus welcher sie durch ihn gerettet worden war. Offen und rückhaltslos theilte sie ihm mit, was sie durch Anne Paulowne gelitten hatte, und mit der lebhaftesten Theilnahme hörte der Fremde ihr zu, nur von Zeit zu Zeit einen Ausruf der Entrüstung oder des Abscheus ausstoßend.

„Gott sei Dank," sagte er endlich, als ihm Marie Alles mitgetheilt hatte — „ich bin zur guten Stunde hieher gekommen und ich freue mich doppelt, nicht allein, daß ich das Werkzeug zu Ihrer Rettnng geworden bin, mein liebes Fräulein, sondern auch, daß endlich diese abscheuliche Anne Paulowne ihren wohlverdienten Lohn erhalten wird. Wissen Sie, liebes Kind, ich bin Graf B . . . ., und die Fürstin W . . . . ist meine Schwester. Längst schon habe ich sie vor Anne Paulowne gewarnt, aber diese Person hat sich durch kriechende Schmeichelei und die vollendetste Heuchelkunst so sehr die Gunst der Fürstin erworben, daß diese ihr Alles auf's Wort glaubt und ihr das allerunbeschränkteste Vertrauen schenkt. Eben jetzt komme ich von der Fürstin und kann Ihnen noch einige Neuigkeiten mittheilen, von denen Sie nicht wenig überrascht sein werden. Im Schlosse glaubt man, daß Sie schon längst nach Deutschland zurückgekehrt sind und Niemand, am wenigsten meine arglose Schwester, hat eine Ahnung davon gehabt, daß Sie von Anne Paulowne gefangen gehalten wurden. Anne Paulowne hat erzählt, daß Sie gleich nach Empfang Ihres Jahresgehaltes, den Ihnen die Fürstin ohne Abzug hatte auszahlen lassen, fortgereist seien,

ohne den Wunsch der Fürstin zu erfüllen, die Sie gern noch einmal vor Ihrer Abreise sehen und sprechen gewollt. Sie hat also nicht allein abermals abscheuliche Verläumdungen gegen Sie ausgesprochen, sondern sich noch obendrein eines Betruges schuldig gemacht, indem sie die Summe Geldes, welche ihr die Fürstin für Sie, mein liebes Fräulein, übergeben, unterschlagen und sich selbst zugeeignet hat. Sie ist also drei verschiedener Vergehen schuldig, und in diesem Falle sprechen die Thatsachen so laut gegen die abscheuliche Person, daß sie nicht länger der gerechten Strafe entgehen kann. Ich bedaure sehr, mein liebes Fräulein, daß Sie unschuldiger Weise so vieles Bittere und Schmerzliche bei meiner Schwester erdulden müssen, aber glauben Sie mir, diese ist weniger daran schuld, als jenes verläumderische, elende Weib!“

„Ich weiß es wohl, weiß es ja,“ erwiederte Marie unter Thränen, „die Fürstin sowohl wie Prinzessin Feodora waren immer gnädig und freundlich gegen mich, bis Anne Paulowne kam und ihr Unkraut zwischen den Waizen säete. Sie selbst hat mir ja gesagt, welche Lügen sie benutzt hat, um mir die Zuneigung der Fürstin zu entziehen, und ich klage die Letztere gewiß nicht an, daß es Anne Paulowne so gut gelungen ist, ihr Ziel zu erreichen.“

„Gut, gut, mein liebes Fräulein,“ sagte Graf B . . . . sehr freundlich — „meine Schwester soll benachrichtigt werden und ich zweifle nicht, daß sie Alles wieder gut machen wird, was sie Ihnen im Irrthum Böses zugefügt hat. Zunächst aber, haben Sie in Moskau Freunde oder Verwandte, wo Sie ein Unterkommen finden können?“

„Ja, die Generalin G . . . . ist eine Freundin von mir, die mir gern ihr Haus öffnen wird," entgegnete Marie.

„Schön, der General wohnt in derselben Straße mit mir und wir wollen zuerst bei ihm vorfahren!" sagte Graf B . . . .

Die raschen Pferde flogen dahin — früher, als selbst der Graf geglaubt hatte, wurde Moskau erreicht, und zehn Minuten später hielt der Schlitten vor dem Palais des Generals. Mit einem Ausrufe der Verwunderung, aber auch der Freude wurde Marie von Antonien empfangen, und mit der lebhaftesten Theilnahme hörte dieselbe die Schicksale der armen Marie an, welche den beiden Freundinnen bis in die späte Nacht hinein den interessantesten Stoff zur Unterhaltung gab.

Siebentes Kapitel.

Die Rückkehr.

Marie schien nun endlich am Ziele ihrer Leiden und Prüfungen angekommen zu sein. Antonie betrachtete sie wie eine zärtlich geliebte Schwester, und General G . . . . bewies ihr bei jeder Gelegenheit die freundlichste Aufmerksamkeit. Dennoch war Marie nicht so heiter und vergnügt, wie man wohl hätte erwarten können, und Antonie überraschte sie sogar einige Mal mit Thränen in den Augen, die sie vergebens dem scharfen Blicke der Freundin zu verbergen suchte,

Auf die Frage, was ihr fehle, hatte Marie immer nur die Antwort: Antonie möge ihr nur noch kurze Zeit vergönnen, bis sie mit sich selbst im Reinen und zu einem Entschlusse gekommen sei, worauf sie dann erfahren solle, was seither drückend auf ihrer Seele gelegen. Antonie drang nicht weiter in Marien, sondern begnügte sich mit dieser Antwort in der Hoffnung, daß Marie früher oder später ihr einen Blick in ihr Herz gestatten werde.

So verstrichen zehn oder elf Tage in stiller Zurückgezogenheit, ohne etwas Besonderes zu bringen. Am zwölften Tage nach der Ankunft Marie's in Moskau fuhr ein prächtiger Wagen vor das Palais des Generals, und heraus stiegen die Fürstin W.... und Prinzessin Feodora, ihre Tochter. Antonie eilte ihnen entgegen, um sie willkommen zu heißen, und die erste Frage der Fürstin war, ob sich Marie noch bei ihr befände?

„Gewiß, meine liebe Fürstin," erwiederte Antonie, „und sie wird sich sehr freuen, Sie wiederzusehen."

„Ah schön! das arme Kind — wo ist es?" rief die Fürstin aus. „Ich habe viel an ihr gut zu machen, da sie in meinem Hause, freilich ohne mein Wissen und ganz gegen meinen Willen, so abscheulich behandelt worden ist. Wo finden wir sie, liebe Generalin? Bitte, führen Sie mich sogleich zu ihr!"

Antonie geleitete ihre Gäste in ihr Zimmer, wo Marie tief bewegt der Zusammenkunft entgegen sah. Die Fürstin ging mit der liebreichsten Miene auf sie zu und schloß sie zärtlich in ihre Arme.

„Gutes, liebes Kind!" rief sie aus, nachdem sie herzliche Küsse auf ihren Mund gedrückt hatte — „wie

Vieles und Schweres haben Sie in meinem Hause leiden müssen! Ich bin außer mir vor Schrecken und Abscheu gewesen, als mein Bruder, der Graf B . . . ., mir Nachricht gab, wie und wo er Sie gefunden und durch welche Umstände Sie in die schrecklichste Lage gerathen waren. Meine liebe Marie — können Sie mir verzeihen?"

„Und mir, bestes Fräulein?" sagte Feodora, indem sie Marie's Hand ergriff und zärtlich drückte. „Ich bin so unfreundlich, so kalt, so abstoßend und hart gegen Sie gewesen, weil ich glaubte, daß Sie so gar kein Gefühl der Theilnahme für meine arme Mutter empfänden, die Ihnen doch so freundlich zugethan gewesen war. Wenn wir hätten ahnen können, liebes Fräulein, daß wir getäuscht wurden, daß Alles nur Lüge und Verläumdung von Anne Paulowne war — ach, glauben Sie mir, dann wäre gewiß nicht die kleinste Unannehmlichkeit zwischen uns vorgefallen. Aber wer konnte nur entfernt denken, daß Anne Paulowne ein so niedriges und schlechtes Geschöpf sei? Wir vertrauten ihr in Allem und glaubten ihr Alles, bis denn nun endlich die Binde vor unseren Augen gefallen ist. Bitte, bitte, mein liebes Fräulein, verzeihen Sie uns! Wir hatten wirklich nicht die Absicht, Sie zu kränken, und es schmerzte uns nur, daß Sie so wenig Anhänglichkeit und Theilnahme für uns zu empfinden schienen, während wir Ihnen schon so herzlich gut geworden waren!"

„Genug, genug!" rief Marie unter Thränen der innigsten Rührung aus. „Glauben Sie mir, seit ich wußte, wie schlecht Anne Paulowne an mir gehandelt und wie sehr sie mich bei Ihnen verläumdet hatte,

empfand ich auch nicht den mindesten Groll mehr, sondern nur Schmerz und Betrübniß darüber, daß Sie mich nothgedrungen für ein höchst herzloses und undankbares Geschöpf halten müßten. Das war mein größter Kummer, und nun Sie wissen, daß ich nicht bin und nicht war, was Sie glauben mußten und was ich an Ihrer Stelle ohne Zweifel auch geglaubt haben würde, nun ist ja Alles gut, und von Verzeihung und dergleichen kann ja gar nicht mehr die Rede sein! Ich bin so glücklich darüber, daß ich nicht mehr von Ihnen verkannt werde, daß ich selbst Annen Paulowmen von Herzen verzeihe, obgleich sie mir sehr, sehr weh gethan und mich recht übel behandelt hat."

„Die Abscheuliche!" rief Prinzeß Feodora entrüstet aus. „Aber sie hat ihren Lohn empfangen nach Recht und Gerechtigkeit. Die Mutter hat sie sogleich aus ihren Diensten entlassen und sie dem Richter übergeben, der sie wahrscheinlich auf einige Jahre nach Sibirien schicken wird. Die Bosheit, die sie an Ihnen ausgeübt hat, verdient gewiß keine geringere Strafe."

„Nein, o nein," sagte Marie. „Nein, schicken Sie sie nicht nach Sibirien, gnädigste Frau! Es ist für sie bitter genug, wenn sie aus Ihrem Dienste entfernt worden ist, und ich wenigstens verlange keine härtere Strafe!"

„Ueberlassen wir sie dem Richter," entgegnete die Fürstin W . . . . mit ernstem Gesicht. „Sie ist eine arge Sünderin, und hat sich nicht nur gegen Sie, meines liebes Fräulein, sondern auch gegen alle anderen Hausbewohner schwerer Vergehen schuldig gemacht, der vielen Veruntreuungen gar nicht zu rechnen, die nach ihrer Verhaftung an den Tag gekommen sind und

sich auf viele tausend Rubel belaufen. Sie ist eine Diebin, eine Betrügerin und Verläumderin, die unendlich viel Unheil angestiftet hat, und keine Gnade verdient. Ueberlassen wir sie dem Ausspruche des Richters und sprechen jetzt von unseren Angelegenheiten. Nicht wahr, mein liebes Fräulein, Sie kehren zu mir zurück und nehmen Ihre frühere Stellung wieder bei uns ein? Sie dürfen mir das nicht abschlagen! Jetzt, wo Alles zwischen uns im Klaren ist, brauchen Sie nicht mehr zu fürchten, daß ähnliche Mißverständnisse und Abscheulichkeiten vorfallen werden, und nur dann kann ich an Ihre gänzliche Verzeihung glauben, wenn Sie zu uns zurückkehren und uns dadurch Gelegenheit geben, das Geschehene wieder gut zu machen und für immer in Vergessenheit zu bringen. Sie gehen mit uns, liebes Fräulein! Sie gehen mit uns, und sogleich!"

„Ja, liebste, beste Marie, das thun Sie!" bat auch Prinzeß Feodora. „Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie uns diese Bitte abschlügen. Ich liebe Sie, wie eine Schwester, und Sie können sich fest darauf verlassen, daß ich nie wieder falschen Einflüsterungen und Verläumdungen Gehör schenken werde. Sie begleiten uns, nicht wahr?"

Marie's Augen strahlten vor Freude bei diesen Bitten und Versicherungen, aber dennoch schüttelte sie den Kopf.

„Ich danke Ihnen von Grund meines Herzens," erwiederte sie. „Ihr Wunsch, daß ich wieder zu Ihnen kommen möge, ist mir die süßeste Freude und die schönste Genugthuung, aber trotz Allem kann ich Ihnen noch kein Versprechen geben. Gönnen Sie mir noch

einige Wochen Zeit zur Ueberlegung — oder nein, nicht zur Ueberlegung, sondern nur Zeit, bis ich Antwort auf einen Brief aus Deutschland von meiner Tante empfangen habe, die von mir bitter gekränkt und schwer beleidigt worden ist. Ich habe sie gebeten, mir zu verzeihen, und mir die Rückkehr in ihr Haus zu gestatten. Wenn sie, der ich so Vieles abzubitten, bei der ich so Manches gut zu machen habe, mich wieder an ihr Herz anfnimmt, dann bleibt mir keine Wahl, als zu ihr zu eilen und ihr die dankbarste Liebe zu bezeigen. Schlägt sie mir aber meine Bitte ab — dann freilich wüßt' ich keinen Ort, wohin ich lieber gehen möchte, als zu Ihnen."

„Wohl denn, ältere Rechte gehen vor," erwiederte die Fürstin, „und wenn wir Sie verlieren müssen, so sind wir selbst schuld daran und dürfen Ihnen keine Vorwürfe machen. Genug, daß Sie zu uns zurückkehren wollen, wenn die Tante etwa unversöhnlich wäre. Für diesen Fall nehm' ich Sie beim Worte, liebes Fräulein, und jedenfalls hoffe ich, daß Sie die Güte haben, uns noch einmal Nachricht zu geben."

„Das verspreche ich Ihnen," entgegnete Marie — „mit Hand und Mund! Ich werde Rußland nicht verlassen, ohne Ihnen für Ihre Theilnahme und Freundlichkeit gedankt zu haben."

Mit diesem Versprechen nahmen die Fürstin und Feodora Abschied. Als sie sich entfernt hatten, schloß Antonie Marien zärtlich in ihre Arme und sagte liebreich:

„Jetzt weiß ich also, liebe Gräfin, was Ihr Herz bedrückt und Sie so traurig gestimmt hat! Sie wollen zur Tante zurückkehren, haben an sie geschrieben und

sehen mit banger Erwartung einer Antwort entgegen. Die Ungewißheit, wie diese ausfallen wird, hat Ihnen Unruhe verursacht! Hab' ich's errathen?"

„Ja, das ist die Ursache meines Kummers," erwiederte Marie offen und ehrlich. „Ich fürchte, die Tante wird mir meine Bitte abschlagen, und das würde mich sehr betrüben!"

„Aber warum," fragte Antonie. „Eine angenehmere Stellung, als bei der Fürstin W . . . ., die wir nun erst gründlich kennen gelernt haben, können Sie gar nicht bekommen, selbst bei Ihrer Tante nicht."

„Ich weiß es wohl," erwiederte Marie, „die Fürstin und Feodora sind voll Güte und Nachsicht — aber trotzdem, und obgleich ich gewiß keine Unannehmlichkeiten mehr bei ihnen zu fürchten habe, sehne ich mich dennoch nach meiner guten, theuren Tante und mein ganzes Herz drängt mich zu ihr hin! Die Erfahrungen, die ich machen mußte, haben mir die Augen geöffnet — ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß ich der Tante eine herbe Kränkung, eine schwere Beleidigung zugefügt habe, und fühle die lebhafteste Reue darüber. Ich möchte mein Unrecht wieder gut machen, möchte ihre Liebe wieder gewinnen und mit Freuden Alles thun, was ihr die letzten Tage ihres Lebens erheitern kann. Ach, ich bin so undankbar und herzlos gegen sie gewesen! Alle meine Leiden sind nur eine gerechte Strafe dafür, und ich fürchte, die schwerste steht mir noch bevor, die, eine abschlägige Antwort von der Tante zu bekommen. Das würde mich tiefer kränken, als alles Uebrige!"

„Haben Sie denn Ihrer Tante in diesem Sinne geschrieben?" fragte Antonie.

„Ja, Alles hab' ich ihr geschrieben — Alles!" entgegnete Marie. „Meine Scham, meine Reue, meine Befürchtungen und Hoffnungen! Aber ach, die Tante wird nichts mehr von mir wissen wollen!"

„Warten wir das ab," sagte Antonie nachdenklich, und setzte nach einem Weilchen hinzu — „haben Sie denn aber auch überlegt, liebe Gräfin, ob Ihnen das Leben bei der Tante auf die Dauer gefallen wird? Ob Sie nicht später einmal Reue empfinden werden, die Bitte der Fürstin, zu ihr zurückzukehren, abgeschlagen zu haben?"

„Nein, o nein," erwiederte Marie. — „Ich habe Alles bedacht und erwogen! Früher, ja, da war ich wohl ein sehr launisches, unausstehliches Geschöpf — aber ich fühle, daß ich anders geworden bin! Ich sehne mich nach dem einfachen Leben bei der Taute, und eine große Freude würde es mir sein, ihr zur Hand zu gehen und bei ihren mannigfachen Beschäftigungen behülflich sein zu können. Früher graute mir davor — aber jetzt denke ich anders darüber!"

„Nun denn, so haben Sie Recht gethan, daß Sie der Fürstin nicht sogleich eine bestimmte Zusage gaben," sprach Antonie. „Warten wir nun die Antwort der Tante ab, und bis dahin, liebe Marie, sein Sie hübsch vergnügt und grämen Sie sich nicht länger. Es wird ja noch Alles gut werden!"

Marie suchte ihre Unruhe möglichst zu verbergen, und Antonie gab sich alle Mühe, sie dabei zu unterstützen und ihr Zerstreuungen aller Art zu verschaffen. Sie war sehr vergnügt und schien nicht die mindeste Besorgniß wegen der Antwort der Tante zu hegen. Nach drei Wochen kam dieselbe endlich an.

Marie öffnete mit zitternder Hand den Brief, warf einen Blick hinein und wurde blaß.

„Was gibt's, liebe Gräfin?“ fragte Antonie ganz munter. „Abgeschlagen?“

Marie nickte traurig mit dem Kopfe. „Lesen Sie selbst,“ sagte sie — „es ist keine Hoffnung mehr — die Tante will nichts mehr von mir wissen!“

„Was tausend!“ rief Antonie aus. „Lassen Sie doch sehen, liebe Marie!“

„Liebes Kind,“ las sie halblaut — „du wirst dich erinnern, was ich dir beim Abschiede sagte. Wer nicht hören will, muß fühlen! Du hast deinen Willen gehabt, sieh' nun zu, wie du durchkommst. Wenn es dir übel geht, so thut es mir leid — aber ändern kann ich deßhalb meinen Entschluß nicht. Punktum! Deine getreue Tante.“

„Kurz und bündig,“ sagte Antonie, indem sie lächelnd den Brief auf den Tisch warf. „Aber nur nicht ängstlich, liebe Marie! Die Tante wird sich besinnen!“

„Sie kennen sie nicht — sie ist unerschütterlich in ihren Entschlüssen,“ erwiederte Marie traurig. „Heute noch will ich der Fürstin W . . . . schreiben, daß ich zu ihr zurückkehren werde.“

„Nein, liebe Marie, das werden Sie nicht thun,“ sagte Antonie rasch. „Bitte, warten Sie noch vierzehn Tage, und wenn dann nicht eine bessere Nachricht von der Tante einläuft, so will ich Sie nicht länger zurückhalten. Aber diese Frist müssen Sie mir noch schenken — ich habe meine guten Gründe, Sie darum zu bitten.“

Marie ließ sich überreden, obgleich sie nicht be-

greifen konnte, was Antonie mit dem Aufschube bezweckte. Antonie verrieth auch nichts, sondern lächelte nur geheimnißvoll, wenn Marie sie auszuforschen suchte, und antwortete: „Geduld! Wenn die vierzehn Tage um sind, werden Sie ja sehen!“

Und die vierzehn Tage waren noch nicht verstrichen, als Antonie eines Morgens mit freudestrahlendem Gesicht zu Marien eilte uud hoch einen Brief empor hielt.

„Was gibt's?“ fragte Marie.

„Rathen Sie!“ sagte Antonie.

Marie rieth hin und her, ohne das Rechte zu treffen. „Ein Brief von der Tante!“ rief endlich Antonie. „Sie sollen kommen! Hab' ich's nicht vorher gesagt, meine liebe Gräfin?“

Marie glaubte zu träumen — aber die Sache war richtig. Da standen schwarz auf weiß, von der Hand der Tante geschrieben, folgende Worte:

„Liebe Nichte! Ich habe mich anders besonnen. Ich weiß, daß deiuc Reue eben so aufrichtig ist, wie deine Liebe zu mir. Ich sehe, daß du in der Schule des Lebens etwas gelernt und Vieles vergessen hast. Ich erwarte dich, und du wirst die alte zärtliche Tante finden. Punktum!“

Das war eine Herzensfreude für die glückliche Marie. „Liebe, gute Tante!“ rief sie aus, und drückte den Brief an ihre Lippen. „Wie herzlich sie schreibt!“

„Kurz und bündig!“ sagte Antonie lächelnd. „Es scheint, die Tante liebt es uicht, viele Worte zu machen.“

„Nein — aber so gut ist sie, so gut!“ rief Marie aus. „Und doch begreife ich nicht — wie ist es nur

zugegangen, daß sie so schnell andern Sinnes gegen mich geworden ist?"

„Das will ich Ihnen erklären, liebe Gräfin," sagte Antonie sehr vergnügt. „Als Sie mir erzählten, daß Sie der Tante geschrieben hätten, dachte ich mir sogleich, die Tante würde nicht recht an Ihre Reue und Ihren guten Willen glauben, sondern etwa denken: ‚Pah Sie hat ihre Stelle verloren — ist in Verlegenheit — da kommt sie — nichts da — mag sehen, wie sie zurecht kommt.' Nun aber wußte ich doch, daß Sie die Anerbietungen der Fürstin W . . . . um der Tante willen ausgeschlagen und es also wirklich recht ehrlich und aufrichtig mit Ihrem Briefe gemeint hatten, nun, und da setzte ich mich denn hin, und schrieb einen zweiten Brief an die Tante, in welchem ich Alles hübsch aus einander setzte, und schickte ihn hinter dem Ihrigen drein in der Hoffnung, daß er keine üble Wirkung hervorbringen würde. Nun, darin habe ich mich denn glücklicherweise auch nicht getäuscht, und recht von Herzen freut es mich, daß Alles so gut abgelaufen und gelungen ist."

Niemand war glücklicher über diesen guten Erfolg, als Marie. Sie theilte sogleich der Fürstin das Geschehene mit, dankte noch einmal für alle Güte und Freundlichkeit, und bat um Verzeihung, daß sie nicht zu ihr zurückkehren werde. Anderen Tages kam eine herzliche Antwort von der Fürstin, begleitet von einem prächtigen Armbande, und der Bitte, dasselbe zum Andenken zu tragen. Noch eine andere Ueberraschung sollte Marien zu Theil werden. Dem Briefe der Fürstin lag ein Schreiben vom Gerichtsrath Werner bei, welcher Marien benachrichtigte, daß es gelungen

sei, dem Betrüger, welcher mit Marie's ganzem Vermögen entflohen war, auf die Spur zu kommen und ihm den größten Theil seines Raubes wieder abzunehmen. Beinahe drei Viertheile der ganzen Summe wären gerettet und in Sicherheit gebracht worden.

„Was nun, liebe Gräfin?" sagte Antonie zu der so angenehm überraschten Marie. „Werden Sie auch jetzt noch zur Tante zurückkehren oder ziehen Sie es vor, Ihr früheres Leben wieder zu beginnen, wozu Ihnen jetzt wieder die Mittel zu Gebote stehen?"

„Nein, o nein, das sei ferne von mir," entgegnete Marie lächelnd und schüttelte das Köpfchen. „In der Schule des Lebens habe ich gelernt, daß Reichthum und Müßiggang den schlimmsten Einfluß auf die Seele ausüben, daß sie das Herz mit Gleichgültigkeit gegen die Leiden Anderer, das Gemüth mit Launen und Härten erfüllen. Diese Lehre will ich nicht wieder vergessen. Bei der Tante werde ich finden, was ich am meisten bedarf: die Liebe einer Mutter und eine geregelte Thätigkeit. Müßiggang und Launen duldet die Tante nicht — dagegen wird sie mich lehren, den besten Gebrauch von dem Reichthum zu machen, der mir durch Gottes Gnade wieder zugefallen ist."

Und so geschah es. Marie nahm zärtlichen Abschied von ihrer Freundin Antonie und eilte in die Arme ihrer Tante. Obwohl reich und unabhängig, fügte sie sich doch gern und willig den Anordnungen der würdigen Dame, und von ihrem früheren launischen Wesen zeigte sich nie eine Spur wieder. Ihre ganze Umgebung ist ihr mit der herzlichsten und treuesten Liebe zugethan. Die Tante ist ganz glücklich

Hoffmann, Franz,

Die Gouvernante Eine Erzählung für die Jugend. Von Franz Hoffmann. Mit vier Stahlstichen

Stuttgart 1865